

Brockauer Zeitung

Zeitung für den Landkreis Breslau

Bezugspreis einschließlich Abtrag wöchentlich 28 Pfg., monatlich 1,16 RM
Erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend mittag. Der Bezug gilt als fortbestehend, wenn nicht 14 Tage vor Beginn des Monats derselbe gekündigt wird. Bei höherer Gewalt oder Betriebsstörung kann in Anspruch auf Lieferung oder auf Rückzahlung des Bezugspreises nicht zugestanden werden.

Veröffentlichungsblatt
für die
Stadt Brodau

Anzeigenpreise: Für die einseitige Millimeterhöhe (46 mm breit) 5 Pfg.
Anzeigen im Textteil mm 15 Pfg. Preisliste Nr. 2. Nachlässe Staffeln E
für das Erscheinen der Anzeigen gelten die „Allgemeinen Geschäftsbedingungen im Anzeigenwesen“. Gerichtsstand für alle Zahlungen ist Breslau.
Hauptverteilung: Johannes Dödel, Brodau, Bahnhofstraße 12. —
Verantwortlich für den Anzeigentel: Johannes Dödel, Brodau, Bahnhofstraße 12. —

Druck und Verlag von Ernst Dödel's Erben, Brodau, Bahnhofstr. 12. Fernsprecher Breslau 53281. Postcheckkonto Breslau 10795

Nr. 153

Brodau, Dienstag, den 24. Dezember 1940

40. Jahrgang

Bereint in der deutschen Volksfamilie

Reichsminister Dr. Goebbels zur Weihnachtsnacht 1940

Wie alljährlich am Heiligabend fand auch in diesem Jahr wieder im Rahmen des Winterhilfswerks eine Volksweihnachtsfeier statt, in der Reichsminister Dr. Goebbels über den Rundfunk zu den deutschen Kindern in allen Gauen des Reiches sprach. In diesem Jahre gelte es, das ganze deutsche Volk zum Weihnachtsfest durch seine Kinder zu einer einzigen großen Familie zusammenzuschließen.

Nicht nur Millionen Väter, sondern auch ungezählte Kinder aus deutschen Familien könnten, so führte der Minister unter anderem aus, in diesem Jahr das Weihnachtsfest nicht unter dem Lichterbaum, den die Mutter gepußt und angezündet habe, feiern. Mehr als hunderttausend Deutsche seien aus den Gebieten Besarabiens und des Buchenlandes in das Reich heimgeführt. Sie feierten das Weihnachtsfest mit ihren Kindern zwar auf deutschem Boden, aber zum größten Teil noch in Aufgang- und Sammelslagern.

Um die Lautsprecher seien auch die Tausende deutscher Kinder versammelt, die aus den luftgefährdeten Gebieten zur Schonung ihrer Gesundheit in andere Gauen verschickt worden seien. Ihre Mütter mühten in diesem Jahr das Weihnachtsfest ohne ihre Kinder und oft auch ohne ihren Mann zu erleben; denn es sei in diesem Jahr nicht möglich gewesen, in größerem Umfang zu Weihnachten Sonderurlaubungen für unsere Frontsoldaten durchzuführen. Die Trennung falle den Betroffenen sehr schwer. Sie werde manchem Vater, mancher Mutter und vor allem vielen Kindern eintrauriges Herzleid bereiten. Aber es sei Krieg. Alle mühten Opfer bringen. Daran ließe sich nichts ändern.

„Deshalb ist“, so fuhr Dr. Goebbels fort, „auch in diesem Falle die nationalsozialistische Bewegung und die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt in größtem Umfange helfend eingegriffen.“

Ein Weihnachtsfest soll auch im Kriege jedes deutsche Kind haben, und jeder Vater im Felde, jede Mutter, die diesmal allein zu Hause sitzt, soll wissen, daß ihr Kind vor allem zum Weihnachtsabend umgeben ist von lieben deutschen Menschen, die ihm, auch wenn es vom Elternhaus getrennt ist, dieses schöne deutsche Familienfest wirklich zu einer Feier von unaussprechlicher Erinnerung machen. Sie sitzen zwar nicht alle zu Hause in der Familie, aber sie sind alle versammelt in unserer großen deutschen Volksfamilie, die in diesen Stunden durch den Rundfunk miteinander verbunden ist.“

Dr. Goebbels machte sich zum Sprecher der vielen Mütter, deren Kinder in Ferienheimen oder Gemeinschaftslagern ihre Weihnachten erleben mühten und die ihn gebeten hätten, über den Rundfunk Grüße an sie auszusprechen. Aber auch die Väter im Felde könnten beruhigt sein. Die Heimat klinge nicht vor ihnen. Sie suchte mit ihren Sorgen allein fertig zu werden und nehme der Front noch einen Teil ihrer Sorgen ab.

Das, was heute alle als Liebe und Sehnsucht empfinden, sei auch ein Opfer für Volk und Vaterland. Es mache Deutschland nur noch stärker, allen Aufgaben, die die Zukunft mit sich bringe, mutigen und aufrechten Herzens entgegenzutreten.

Im vorigen Jahr, so erinnerte Dr. Goebbels, sei auch schon Krieg gewesen. Da habe er Kinder aus dem Saargebiet, die ihre Heimat verlassen mußten, weil sie vom Feinde bedroht war, zu sich geladen. Wie grundlegend habe sich in einem Jahre deren Lage geändert! Sie seien nun schon wieder, mit ihren Vätern und Müttern vereint, im befreiten Saargebiet um den Weihnachtsbaum versammelt. So werde es auch den Kindern, die sich heute zur Volksweihnachtsfeier im Verpflegungsbüro oder in stillen Gemeinschaftslagern am Lautsprecher diese Feier mitzuerleben, einmal ergeben.

„Einmal wird die Stunde kommen“, erklärte Dr. Goebbels, „da euer Vater von der Front heimkehrt und eure Mütter auch weinend vor Freude wieder in ihre Arme schließt. Dann wird der Krieg zu Ende sein und Glück und Frieden wieder unter den Menschen Einkehr halten.“

Für diese schönste Stunde unseres Lebens wollen wir heute gern jede Mühsal tragen und jedes Opfer bringen und wollen darüber hinaus versuchen, uns Mühsal und Opfer in gegenwärtiger Hilfsbereitschaft möglichst leicht zu machen. Dann wird uns später vielleicht einmal dieses Weihnachtsfest als das schönste und gehaltvollste unserer ganzen Lebens in der Erinnerung zurückbleiben. Darum wollen wir bei diesem Kriegsweihnachtsfest den Kopf hoch tragen und uns als deutsche Menschen und Mitglieber einer großen Volksfamilie fühlen, die ein späteres nationales Glück um so mehr verdient, je bereitwilliger sie die Versuchnisse der Gegenwart auf sich nimmt. Es war seit jeher der tiefste Sinn des Weihnachtsfestes, nicht so sehr den Frieden als Begegnung zu empfinden, als vielmehr für den Frieden zu arbeiten und zu kämpfen.“

Im Namen des Führers grüßte Dr. Goebbels alle Kinder in der Heimat, vor allem aber die Kinder, die von ihren Eltern getrennt Weihnachten erleben. Er grüßte auch die Mütter, die am Rundfunkapparat an der Festfreude des ganzen Volkes teilhaben, und sandte den Vätern seinen Gruß, die fern von der Heimat im Kreise ihrer Kameraden in dieser Stunde von liebevollen Gedanken an ihre Frauen und Kinder erfüllt seien.

„Zum Weihnachtsfest im Kriegsjahr 1940“, so schloß Dr. Goebbels, „soll ein Strom von Mut und Willensstärke in das deutsche Volk hineinfließen. Diese Weihnachtsfeier soll unser Volk festigen in der Fähigkeit und Ausdauer und ihm vor allem die Kraft geben, zu kämpfen für den Sieg und für den Frieden, den Deutschland den Deutschen bringt, die guten Willens sind.“

Im Tiefflug gegen Manchester

Das größte britische Aluminiumwerk schwerstens getroffen. — Angriffe auf kriegswichtige Ziele in London und zahlreichen anderen Städten

DNB, Berlin, 23. Dezember. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Die Tätigkeit der Luftwaffe beschränkte sich gestern tagsüber im allgemeinen auf bewaffnete Ausflüge. Ein Aufklärungsflugzeug griff das größte britische Aluminiumwerk, Fort William, in Nordhottland trotz starker Flakabwehr in schön geführtem Tiefflug an. Durch Treffer in die wichtigsten Anlagen mit nachfolgenden Explosionen wurde das Werk schwerstens getroffen.

In der Nacht zum 23./24. griffen starke Verbände schwerer Kampfflugzeuge die bedeutenden Industrieanlagen in Manchester mit großem Erfolg an. Riesige Brandherde in den Fabrikanlagen und Lagerhäusern waren die Folge. Außerdem wurden kriegswichtige Ziele in London, Bristol, Liverpool, Southampton, Portsmouth und anderen Städten angegriffen.

Das Verminen britischer Häfen nahm seinen Fortgang.

Feindliche Flugzeuge warfen in der vergangenen Nacht an wenigen Stellen im westlichen Grenzgebiet eine kleine Anzahl von Spreng- und Brandbomben. Es entstand nur geringer Personen- und unbedeutender Sachschaden an Wohnhäusern.

Tagelichter schossen gestern ein feindliches Flugzeug ab. Ein eigenes Flugzeug ist nicht zurückgekehrt.

Beim Angriff auf das Aluminiumwerk Fort William zeichnete sich die Besatzung des Aufklärungsflugzeuges, Kommandant Oberleutnant Tidorra, Flugzeugführer Leutnant Mündel, Bordfunkenoberfeldwebel Böhle, Bordführer Unteroffizier Lemberg, besonders aus.

Die britische Industriehadt Manchester, die in der Nacht zum 23. Dezember einem starken Luftangriff ausgesetzt war, ist der Mittelpunkt der englischen Baumwollindustrie. Hier befinden sich zahlreiche Baumwollspinnereien

und Webereien, Fabriken für Textilmaschinen usw. Außerdem sind hier in den letzten Jahren zahlreiche Rüstungswerke installiert worden. Manchester ist nächst London, Birmingham und Liverpool die größte Stadt Englands und hat über 755 000 Einwohner.

Manchester heftig bombardiert

Neuter: Ein „sehr langer und heftiger Luftangriff.“

Die Nacht zum Montag brachte, wie der Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht mitteilt, einen Angriff starker Verbände schwerer Kampfflugzeuge auf Manchester, die hier bedeutende Industrieanlagen mit großem Erfolg mit Bomben belegten.

Wenn im englischen Nachrichtendienst auch zunächst der Name dieser Stadt verschwiegen wurde, so mußte er unter dem Zwang der Tatsachen doch bereits am Montag früh zugeben, daß sich der deutsche Angriff hauptsächlich gegen „eine Stadt im Nordwesten“ richtete, die während vieler Stunden schwer angegriffen wurde. Wie das britische Luftministerium und das Ministerium für die innere Sicherheit zu diesem Angriff weiter mitteilten, wurde eine große Anzahl von Bränden entzündet und beträchtliche Schäden an Häusern und Läden verursacht. Neben wurden auch auf die Ufer des Mersey und im Osten der Midlands abgeworfen.

Später gab Neuter dann den Namen der schwer mitgenommenen Stadt bekannt: Manchester. Ein ergänzender Neuterbericht verrät natürlich nicht, was die deutsche Luftwaffe getroffen hat, aber er zeigt deutlich, daß sie nur zu erfolgreich war. In einzelnen Heften ist in diesem Bericht: Manchester hat in der Nacht zum Montag einen sehr langen und schweren Luftangriff. Nach viele Stunden nach dem Angriff gingen Rauchwolken am Morgen über der Stadt.

Der Angriff begann bald nach Einbruch der Nacht, als sich die feindlichen Flugzeuge der Stadt von Süden her näherten. Wie alle auf Welle erschien in der Aufeinanderfolge von Angriffen über der Stadt. Alle Feuerlöschmannschaften, die

Eden britischer Außenminister

Halifax geht als Botschafter nach Washington

Einiger Mitteilung des Londoner Außenministeriums zufolge ist Lord Halifax, der bisherige Außenminister im Kabinett Churchill, zum Botschafter in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ernannt worden.

Den Platz von Halifax im Kabinett wird, der gleichen Mitteilung gemäß, der bisherige Kriegsminister Eden einnehmen. Als Kriegsminister tritt David Margesson, der parlamentarische Sekretär des Schatzamtes und Hauptentscheider der konservativen Partei war, in das Kabinett ein. Lord Cranborne, der Dominionsminister, wurde zum Peer erhoben, um das Amt als Sprecher der Regierung, die bisher von Halifax im Oberhaus vertreten wurde, zu übernehmen.

Der Tod des bisherigen britischen Botschafters in Washington, Lord Lothian, hat die schon seit langem angeordnete Umbildung des Londoner Botschaftersabietes gebracht. An Stelle von Lord Halifax, dem der freigewordene Botschaftersposten in USA übertragen worden ist, zieht der bisherige Kriegsminister Eden in das britische Außenamt ein. Damit übernimmt ein ebenso verbiffener wie erfolgreicher Außenminister die Leitung der britischen Außenpolitik, die er bereits einmal zum Unten Europas maßgebend bestimmt hat. Während der rund sieben Jahre, die Eden im Dienste der britischen Diplomatie offiziell wirkte, erbrachte er eine Kette von Beweisen für seine bewährte und unachwankende Fähigkeit, die Dinge falsch zu beurteilen oder ihr Fortschreiten zu übersehen. In der Schule des früheren britischen Außenministers Sir Austen Chamberlain sammelte Eden seine ersten politischen Weisheiten, die lediglich darin bestanden, das Schandwerk von Versailles aufrecht zu erhalten.

Als 1933 der Nationalsozialismus in Deutschland die Macht übernahm, sah Eden bereits als ständiger Vertreter Britanniens in Genf, um dort die Genfer Liga in ein bedingungslos gehorchendes Machtinstrument der britischen Welt-herrschaftspläne zu verwandeln. Nichts ahnte Eden von der sich deutlich ankündigenden neuen machtpolitischen Veränderung Europas. So mußte er bereits im Oktober des gleichen Jahres seine erste große Niederlage hinnehmen, als Adolf Hitler Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund erklärte. Um ihn zu erretten er unter dem Motto der „kollektiven Sicherheit“ seine Krisenpolitik gegen das Reich.

Inzwischen zum Außenminister Britanniens ernannt, bemühte sich der überaus ehrgeizige, aber zu weitgehender Politik völlig unfähige Halbfabrikat, alles zu mobilisieren, was auch nur den Anschein einer Rettung zur Schickiana des Reiches zeigte. Die Versailler Welt in mühen verhärtet und Oesterreich am Anschlag verhindert werden. Ein freies Europa war damals schon Edens Parole, durch die Ruhe und Frieden in Europa fortgesetzt gefährdet wurden. Sein ungeliebtes Werk war die Entfesselung der Sanktionen gegen Italien während des abessinischen Feldzuges. Fast sämtliche der Genfer Liga angeschlossenen Staaten wurden zum Wirtschaftskrieg gegen Italien gezwun-

gen. Aber trotz aller Kriegsdrohungen blieb der Faschismus fest und fand in Deutschland seinen schicksalverwandten Freund für alle Zukunft. Am Juli 1936 sah man sich in Genf gezwungen, die Verdrängung der Sanktionen zu bestätigen. Damit hatte der Kriegsheber Eden erneut eine schwere Niederlage Englands verschuldet, die durch den bald darauf folgenden Austritt Italiens aus der Genfer Liga besiegelt wurde. Das hinderte ihn aber nicht, neue kriegerische Pläne zu verfolgen und den „Kreuzzug gegen die Ideologen“ zu predigen. Als Antwort kristallisierte sich die Achse Rom-Berlin, die endgültig Englands Vorherrschaft in Europa zum Scheitern brachte. Das letzte große Mißgeschick Edens während seiner ersten Amtszeit als Außenminister, bestand in der Schöpfung des Londoner Nicht-Entmischungsausschusses, mit dem sich England vergeblich wirtschaftliche und strategische Vorteile in Spanien zu sichern bemühte. Bereits vor dem Endziele Franco wurde Eden aus dem britischen Kabinett im Frühjahr 1938 ausgebootet, um sich dann um so mehr als „privater“ britischer Kriegsheber auszuweisen. Zusammen mit dem heutigen Ministerpräsidenten Winston Churchill und dem letzten Vizepräsidenten Duff Cooper trat er als Wortführer der Kriegsheberklasse auf, die an der Entfesselung des britischen Krieges in erster Linie schuld ist. Dieses Mißgeschick der Kriegsheber hat damals in unfauler Weise gegen das Münchener Abkommen gehetzt und besonders Eden hat auf seiner Missionstour im Dezember 1938 bereits die größten Anstrengungen gemacht, die U.S.A. als Partner des geplanten Krieges gegen Deutschland zu gewinnen, eine Aufgabe, die man jetzt Lord Halifax anvertraut hat.

Als Chamberlain Anfang September 1939 sein Kabinett bildete, traten Eden wie auch Churchill wieder in die Regierung. Er mußte sich zunächst mit dem Dominionsministerium begnügen, freilich nur so lange, bis es Churchill gelungen war, Chamberlain vom Ministerpräsidentenposten zu verdrängen und sich selbst darauf zu setzen. Dann wurde ihm das Kriegsministerium übertragen, und erst nach der Abfindung des Lord Halifax mit dem Botschafterposten in Washington kehrt der ruhige und ehrendürstige Bel Amt des Weltidentitäts wieder in das Londoner Außenamt zurück. So wie er während seiner ersten Amtszeit an der Festigkeit der Achse gescheitert ist, wird er auch diesmal seine notorische Unfähigkeit unter Beweis stellen und zusammen mit Churchill als Totengräber des britischen Reiches in die Weltgeschichte eingehen.

Entscheidend bleibt auf jeden Fall, daß mit der Ernennung Edens zum Außenminister einer der Hauptstützen des Krieges auch die Verantwortung für die britische Außenpolitik übernommen hat. Der britische Winston Churchill hätte keinen besseren Gespürten finden können, der mit ihm zusammen die Hauptverantwortung für diesen Krieg trägt.

Reserviert für Plutokraten!

Schlaffenleben in englischen Luxushotels

Am der allgemeinen Kriegskonjunktur in England, die bekanntlich nach einer Feststellung des britischen Instituts zur Erforschung der öffentlichen Meinung einem „gewissen Prozentsatz“ der britischen Bevölkerung mehr Einnahmen als vor dem Kriege geschaffen hat, profitieren in besonderem Maße auch die eleganten Luxushotels, vor allem in der englischen Provinz. Während die Zeitungen immer wieder von Verurteilungen einiger Hotelbesitzer berichten, die sich gewelgert haben, Militärangehörige oder Evakuierte zu den vorgeschriebenen Bedingungen aufzunehmen, füllen die Inserate großer Hotels oft viele Spalten der Zeitungen, deren Leserfreisich aus den verminderten Schichten zusammensetzt. „London's Feuerfischer Hotel“ nennt sich einer dieser Betriebe, der in seiner Anzeige weiter rühmt: „Eisenbetonbau, Glänzende Keller und reizbare Untergrundschlafgelegheiten“. — „Sie können bei uns ruhig schlafen“, lockt ein Grand Hotel in einer der teuersten Erbnunsgaebden die Herren Aufwächter, denen beim Kopfschneiden in London die Hände zu zittern begonnen haben.

Raum verhält wird in vielen Inseraten angedeutet, daß für entsprechende Bezahlung man sich um die Lebensmittellieferung keine Sorge zu machen braucht. Die gefüllten Vorratskeller ersetzen hier offenbar die Lebensmittelkarte. „Großer Küchengarten und eigene Geflügelzucht vorhanden“ bedeutet ein ebenso vielversprechendes Augenmerk wie etwa „landwirtschaftliche Erzeugnisse eigener Produktion“. Preise werden selten erwähnt. Aber was spielen sie schon für eine Rolle, wenn die Kriegsbildenden so angenehm steigen?

Millionen schwere Plutokraten — bettelnde Frontkämpfer

Der „höchst edle H. Herzog von Bedford“, der im August dieses Jahres verstorben ist, hat ein Testament hinterlassen, das nun ein Vierteljahr später von den englischen Zeitungen veröffentlicht wird. Er hinterließ einen Grundbesitz, dessen Wert mit 14,1 Millionen Mark angegeben wird. Die Konzentration riesiger Vermögen in den Händen weniger hundert Familien in England wird durch diese kurze Zeitungsnote wieder illustriert.

Es sei in diesem Zusammenhang daran erinnert, daß die 33 Unterhausabgeordneten, die zwischen 1931 und 1933 gestorben sind, zusammen 71 Millionen Mark ihren Erben übergeben haben. Durchschnittlich besaß also jeder dieser Abgeordneten ein Vermögen von über zwei Millionen Mark — freilich eine bescheidene Summe, verglichen mit dem Vermögen des „höchst edlen ersten Herzogs von Bedford“.

Die gleichen englischen Zeitungen bringen aber auch zum Beispiel ein Inserat, wonach fünfhundert arme und hilflose

verfügbar waren, wurden eingezogen. Einige der Feuer, die verursacht wurden, waren meilenweit sichtbar. An Zerstörungen gibt der Bericht nur „Häuser“ zu.

„Öffentliche Gebäude und Lagerhäuser“ zerstört.

Der Londoner Rundfunk geht etwas weiter und nennt wenigstens „öffentliche Gebäude und Geschäftshäuser“, mit denen offensichtlich die von Bomben zerstörten Industrieanlagen und Lagerhäuser gemeint sind. Manchester, so sagt der Londoner Rundfunk, sei außerordentlich heftig bombardiert worden. Der Angriff habe mehrere Stunden gedauert. Umfangreicher Schaden sei durch die Bombenabwürfe entstanden und viele Brände seien ausgebrochen. Öffentliche Gebäude, Geschäftshäuser, Hotels und ein in der Mitte der Stadt gelegener großer Geschäftsblok seien völlig zerstört bzw. sehr ernsthaft beschädigt worden.

Wenn das schon der Londoner Rundfunk zugibt, wie groß müssen dann in Wirklichkeit die Erfolge der deutschen Luftwaffe sein!

Britisches U-Boot „Swordfish“ verloren

Von vier Booten dieser Serie bereits drei gesunken. Die britische Admiralität gibt bekannt, daß das U-Boot „Swordfish“ überfällig sei und als verloren betrachtet werden müsse. Das Boot hatte eine Wasserdrängung von 640 Tonnen bei Ueberwasserfahrt und von 935 Tonnen bei Tauchfahrt. Die Besatzung betrug 40 Mann. Der 1932 vom Stapel gelaufene „Swordfish“ gehörte zu einer Serie von vier U-Booten, von denen bis jetzt drei verlorengegangen sind.

Im Dienste Englands gesunken

In New York trat der finnische Frachter „Thorben“ mit 32 Ueberlebenden des griechischen Frachters „Dionysios Stathatos“ (5168 BRT.) ein, der an einer ungenannten Stelle im Atlantik auf eine Mine aufgelaufen und gesunken ist. Gleichfalls an Bord befand sich der Kapitän des gesunkenen griechischen Frachters „Eftilio Ballianos“ (5169 BRT.). Die beiden griechischen Schiffe fuhrten im Dienste Englands.

Norwegisches Motorschiff „Ringwood“ vermisst.

Das im Golde Englands fahrende 7203 BRT. große norwegische Motorschiff „Ringwood“ (früher „Beljanne“) wird vermisst. Norwegens Handels- und Schifffahrtszeitung schreibt hierzu: „Ob das Schiff ein Opfer des Unwetters oder des Krieges ist“, weiß man nicht. Da es jedoch unter englischer Kontrolle fuhr, kann man nahegelegener Weise einen Kriegsverlust annehmen.“

Englischer Hilfskreuzer versenkt

Erfolg eines italienischen Torpedoflugzeuges. — Weitere Gegenangriffe an der griechischen Front. — Drei Blechmaschinen abgeschossen.

DNB, Rom, 23. Dezember.

Der italienische Wehrmachtbericht hat folgenden Wortlaut:

„Das Hauptquartier der Wehrmacht gibt bekannt:

In der Grenzzone der Chrenakia ist die Lage unverändert. Bombenangriffe auf einen vorgeschobenen feindlichen Stützpunkt sowie Angriffe gegen feindliche Panzerwagen wurden von unserer Luftwaffe wiederholt. Ein Torpedoflugzeug hat einen englischen Hilfskreuzer getroffen und versenkt.

Der Feind hat einige Zentren Sibyens bombardiert: ein Loter und drei Verwundete.

An der griechischen Front wurden feindliche Angriffe durch unsere Gegenangriffe zurückgewiesen. Wir haben dem Feind beträchtliche Verluste zugefügt und automatische Waffen erbeutet.

Jagdformationen haben im Kampf mit neun Flugzeugen vom Blechheim-Typ drei abgeschossen.

In Ostafrika wurden feindliche Kraftwagen und Stellungen in einer Ortschaft des oberen Sudans bombardiert.

Während eines feindlichen Luftangriffs gegen das Gebiet des Mutterlandes wurden in der Nacht vom 21. auf 22. auch einige Bomben auf die Lagune von Venedig abgeworfen, die weder Personen noch Sachschaden anrichteten.“

strebsstrante, die nicht in der Lage sind, die Kosten für die notwendige Diät und die Heilbehandlungen aufzubringen, durch eine private Wohlfahrts- und Unterstützungsgesellschaft dringend um Almosen bitten.

Aus den zahlreichen Testamenten, die während einiger Tage in englischen Zeitungen veröffentlicht wurden, sei ferner erwähnt der Direktor einer großen Firma, John Murphy, der 127.000 Mark hinterließ, und Mister Burnett, Direktor eines Chemiegroßunternehmens und Sammler kostbarer chinesischer Bronzen, der es nur auf 770.000 Mark brachte, Mister Culton mit etwa 1,9 Millionen, Mister Griffith mit 1.242.000 Mark, Mister Shephard aus Edinburgh, der 1.187.000 Mark seinen glücklichen Erben vermachte, Mister Veason, der eine runde Million Mark „schwer“ gewesen ist, der Aufsichtsratsvorsitzende eines Großbetriebes, Mister Evans, der es trotz dieser Stellung nur auf 977.000 Mark brachte, während Mister Rose an Grundbesitz im englischen Mutterland und in den Dominions rund 970.000 Mark zusammengebracht hat.

Ein Rechtsanwält hat in seinem Testament, so berichtet „Daily Telegraph“, für seine Erben 659.000 Mark zusammengebracht. In dem gleichen „Daily Telegraph“ findet sich auf der letzten Seite folgendes kleines Inserat: „Ein Offizier des Weltkrieges, der sich als Folge des Krieges eine schwere Augenüberkultose zugezogen hat, aber keinerlei Pension erhält, bittet dringend um Hilfe, um Medizin und Pflegekosten aufbringen zu können.“

Besser als durch diesen Gegenstand läßt sich das plutokratische System, das Großbritannien beherrscht, kaum charakterisieren.

Englische Inserate gegen Duff Cooper

Einigenmaßen sonderbar angelegte der „Tatfrage“, daß doch kein Schaden an industriellen Betrieben in London hervorgerufen worden ist — so behauptet es ja das Informationsministerium in seiner Mitteilung über die deutschen Luftangriffe —, wirkt ein Inserat im „Daily Telegraph“, das folgenden Wortlaut hat:

„Uebertragen Sie uns die erste Hilfe für die Fabrikanlagen, die durch Bomben beschädigt worden sind. — Wir arbeiten billig, wirksam und schnell.“

Nicht minder erstaunlich ist — ebenfalls im „Daily Telegraph“ — eine Notiz für englischen Ein, die mit den Worten beginnt:

„Zuführen aus fremden Ländern sind mager geworden und werden noch magerer.“

Der arme Jenior, der dies übersehen hat!

Alles wie früher

Ein Schwede fuhr durch das „pulverisierte“ Hamburg.

Entgegen allen Behauptungen zeigt Hamburg und vor allem das Hafengebiet Hamburgs eine verschwindend kleine Anzahl Bombenschäden, erklärte, wie die schwedische Presse meldet, der führende schwedische Luftschiffachverständige, Oberleutnant Gunnar Jonsson, der von einer Studienreise aus Deutschland nach Stockholm zurückkehrte. Oberleutnant Jonsson betonte besonders, daß er mit der Abordnung schwedischer Luftschiffachverständiger, deren Leiter er war, ohne jede Beschränkung in Hamburg habe herumfahren können. Hamburg habe ungefähr den gleichen Ausblick geboten wie im Frieden. Man habe keinen zerstörten Kai und keinen zerstörten Kran sehen können. Vom Turm der Hamburger Michaelskirche aus habe man sich im Gegenteil davon überzeugen können, daß Schuppen und Magazine ausnahmslos wie früher dalagen.

„Niemand wird Deutschland Hunger leiden“

Ueberraschendes Eingeständnis in einer Oxford-Propagandaschrift

Ein überraschendes Eingeständnis der Ausichtslosigkeit der britischen Blockade findet sich ausgerechnet in einer der berüchtigten Oxford-Propagandaschriften, die eine weiße Hege gegen Deutschland verbreiten. In einem dieser Heften, das die Frage der Blockade behandelt, heißt es, Kaffee, Tee und Kakao fehlten zwar in Deutschland, aber niemals werde Deutschland Hunger leiden, denn Europa könne sich zu 91 Prozent mit Lebensmitteln selbst erhalten. Vor einiger Zeit konnte man allerdings „Nachweis“ des Gegenteils noch in allen englischen Zeitungen lesen.

Die Statistik im großdeutschen Raum

Ministerialrat Godlewski zum Präsidenten des Statistischen Reichsamts ernannt.

Der Führer hat auf Vorschlag des Reichswirtschaftsministers Walter Funk als Nachfolger des auf seinen Antrag in den Ruhestand verjegten Präsidenten Ministerialdirektor Dr. Reichardt den Ministerialrat im Reichswirtschaftsministerium Godlewski zum Präsidenten des Statistischen Reichsamts ernannt.

Gleichzeitig hat der Reichswirtschaftsminister die Professoren Burdörfer, Sunkle und Wagemann beauftragt, einen Plan zur Ausrichtung der statistisch-wissenschaftlichen Arbeit auf die Bedürfnisse des großdeutschen Raumes aufzustellen.

„Queen Mary“ jeht Truppentransporter

Umgebaut und mit Tarnanstrich versehen.

Es wird gemeldet, daß der 81.253 BRT. große Otarbardampfer „Queen Mary“, der bei Kriegsausbruch nach New York flüchtete und dort lange Monate aufgelegt war, jetzt Transporte zwischen Australien, Bomba und Ägypten ausführt. Sein Fassungsvermögen als Truppentransporter soll 6000 Soldaten betragen.

Das Schiff ist für seine jetzige Verwendung umgebaut und mit Tarnanstrich versehen worden. Seine Bewaffnung besteht nur aus einigen 15-Zentimeter-Geschützen.

Angeheure Leiden der Neutralen

Eindeutige Feststellungen eines brasilianischen Blattes.

Die brasilianischen Militärfreien naheliegende Zeitschrift „Noite-Dia“ stellt in einem „Die Waffe der Blockade“ überschriebenen Artikel fest, daß sich England zuerst im Weltkrieg diese Waffe bedient habe. Nach vier Jahren sei es ihm damals gelungen, die deutschen Frauen und Kinder auszuhungern. Deutschland habe diese unmenschliche Taktik aber nicht vergessen. Es sei diesmal wirtschaftlich bereit vorbereitet, daß England sein Ziel nicht erreichen werde. Deutschland sei aber auch bereit, mit derselben Waffe zurückzuschlagen.

Der Artikel geht dann ein auf die Erklärung des englischen Wirtschaftsagenten Willingdon in Buenos Aires, daß der „Wirtschaftskrieg die humanste Waffe“ sei. Die Zeitschrift stellt hierzu fest, daß unter den Folgen des englischen Wirtschaftskrieges die neutralen Staaten ungeheuer zu leiden hätten. Die Landprodukte häuften sich an, weil die Länder von ihren natürlichen Absatzmärkten abgeschnitten seien. Ein betäubender chaotischer Zustand sei herbeigeführt für die ganze Menschheit, aber tustatlich für die Herren der internationalen Finanz, die auf Kosten des Glucks und des Hungers von Millionen märchenhafte Reichtümer einsteckten.

In Gedanken in der Heimat

Weihnachtsbotschaft der deutschen Kriegsgefangenen und Zivilinternierten in England und Kanada durch das Deutsche Rote Kreuz.

Das Deutsche Rote Kreuz hat sämtlichen Kriegsgefangenen und Zivilinternierten in England und Kanada außer einer Weihnachtsgabe, die durch den Delegierten des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz in Genf in England und Kanada verteilt wird, die Weihnachtsgrüße aller Frauen, Freunde und Angehörigen sowie die Grüße der Heimat durch das Internationale Komitee vom Roten Kreuz in Genf telegraphisch übermittelt.

Das Deutsche Rote Kreuz hat vom Internationalen Komitee in Genf folgende Weihnachtsbotschaft drablich erhalten: „Freuen uns, Abnen folgendes Telegramm unseres Delegierten in Großbritannien zu übermitteln: „Die deutschen Kriegsgefangenen der Lager 1, 2 und 13 und die internierten Mitglieder der Besatzungen der Handelsmarine in Lager 12, sowie die Gefangenen in den Militärkasernen bitten das Deutsche Rote Kreuz, ihren Eltern, Familien und Freunden Wünsche für Gesundheit und Glück zu übermitteln und ihnen zu sagen, daß ihre Gedanken am Heiligabend bei ihnen weilen. In allen Lagern und Militärkasernen werden Weihnachten feiern stattfinden.“

Graziani berichtet dem Duce

Selbstharter Abwehrkampf im Wüstenland

Marshall Graziani hat dem Duce einen ausführlichen Bericht über die Kampfhandlungen zwischen Sidi Barani und Bardia überreicht, der zunächst die durch die völlige Wasserarmut des Kampfgebietes verursachten ungeheuren Schwierigkeiten in der Frage des Nachschubs schildert. Dieser Umstand machte auch eine sofortige Fortsetzung der italienischen Offensive nach der Einnahme von Sidi Barani unmöglich, da zunächst eine Wasserleitung von 120 Kilometer Länge angelegt, eine Straße gebaut und Vorratslager angelegt werden mußten. Inzwischen setzte die britische Gegenoffensive ein, die die italienische Vortruppsleitung angeht, verchiedener Erscheinungen, die sich auf gegnerischer Seite seit etwa zehn Tagen zeigten, in seiner Welle überraschte.

Angesichts der erdrückenden Uebermacht der in Massenetaf verwendeten feindlichen Panzerwaffe und bei dem völligen Mangel jeder taktischen Anlehnungsmöglichkeit in dem flachen Wüstenlande, mußten die italienischen Truppen dann, wie bekannt, zurückgenommen werden. Dabei haben sowohl die nationalen wie die libyschen Divisionen mit dem größten Teil der Truppen in voller Ordnung auf die Festung Bardia zurückzuziehen, wo sie dem feindlichen Angriff noch heute mit Mut und Entschlossenheit Widerstand leisten.

Weiter geht der Bericht auf die Tätigkeit der feindlichen Flotte und der Luftwaffe ein und hebt hervor, daß die italienischen Flieger durch starke Sandbildungen auf den Flugplätzen und später durch außergewöhnlich starke Regenfälle nicht ihr ganzes Gewicht in die Schlacht werfen konnten.

Abschließend wird festgestellt, daß die feindlichen Panzerdivisionen zwölf Tage nach Beginn der Offensive — trotz des wüsten Beschreib der feindlichen Propaganda — auf der Stelle treten — dank der Tapferkeit der Soldaten Italiens, die dem Geanzer zu Lande und in der Luft die Seiten boten und sich schonungslos opferten.

Britenbomben auf Zürich

Die schweizerische Neutralität abermals gewissenlos mißachtet.

Nach ist der schweizerische Protest wegen der Bombardierung von Basel vom britischen Foreign Office unbeantwortet, da zeigt die Royal Air Force auf neue, was sie von solchen diplomatischen Schritten Neutralen hält. Britische Flugzeuge überflogen am Sonntagabend erneut schweizerisches Gebiet und warfen an mehreren Stellen Bomben. Ingesamt wurden durch den britischen Ueberfall nicht weniger als zwölf Personen verletzt.

Nach der Grenzstadt Basel war diesmal die mitten in der Schweiz gelegene Stadt Zürich das Opfer des brutalen Ueberfalls der Churchill-Flieger, die dort mehrere Sprengbomben und eine große Anzahl von Brandbomben abwarfen. Von den vier explodierten Sprengbomben schlug eine in ein Wohnhaus ein, das vollständig zerstört wurde. Die Bewohner wurden verschüttet. Nach den bisherigen Feststellungen mußten vier Personen mit zum Teil erheblichen Verletzungen ins Krankenhaus gebracht werden. In der Nähe des Güterbahnhofes ist eine Bombe nachträglich explodiert, was mehrere Verletzte zur Folge hatte. Weitere Bomben fielen längs der Bahnlinie nach Misteten, zerstörten eine Fahrleitung der schweizerischen Bundesbahnen und beschädigten mehrere Werkstätten.

Schweizerische Bahnarbeiter bombardiert.

Ferner explodierte auf dem Bahndamm bei Wipfingen (Kanton Zürich) eine britische Sprengbombe, gerade als Arbeiter mit der Reparatur der Fahrleitungen beschäftigt waren. Nach den bisherigen Feststellungen wurden acht Bahnarbeiter verletzt. Auch in Basel und Bern mußte in der Nacht zum Montag Fliegeralarm gegeben werden.

Die Engländer haben damit wieder einmal mit zynischer Offenheit gezeigt, wie grenzenlos ihre Mißachtung der Neutralität eines anderen Landes ist, ganz im Sinne der Erklärung des britischen Arbeitsministers Bevin, der erst am vergangenen Freitag die bekannte englische Drohung wiederholte: „Es kann keine Neutralität mehr geben.“

Neuer Schweizer Protest in London

Das Eidgenössische Politische Departement teilt mit, die Untersuchung hat ergeben, daß es sich bei der Ueberfliegung der Schweiz in der Nacht vom 21. zum 22. Dezember um englische Flugzeuge gehandelt hat und daß auch die am 22. Dezember auf Zürich abgeworfenen Bomben englischer Herkunft gewesen sind. Die schweizerische Gesandtschaft in London ist beauftragt worden, erneut einen energischen Protest gegen diese schwerwiegenden Verlegungen der schweizerischen Neutralität vorzubringen und die vollständige Wiedergutmachung der angerichteten materiellen und übrigen Schäden, von denen die Opfer in Zürich betroffen worden sind, zu verlangen. Die Gesandtschaft soll mit allem Nachdruck wirksame Vorkehrungen fordern, damit jegliche Wiederholung solcher Vorfälle verhindert wird.

Soldatenfrauen feiern Weihnachten

Unverhoffte Weisener für die jüngsten Soldatenkinder.

o Raum haben wir die Schwelle des Hauses überschritten, umfängt uns schon der Zauber weihnächtlicher Stimmung. Aber erst oben im Saal erreicht er seinen Höhepunkt in dem Strahlen und Glitzern, das von den beiden Weihnachtsbäumen und der tannengeschmückten Tafel mit den blauen Kerzen der Auslandsdeutschen ausgeht.

Eben schlägt es drei Uhr, als die Tür sich öffnet und die Frauen hereintreten, denen diese festliche Stunde bereitet wird — Soldatenfrauen, deren Männer die Kunde von der Geburt ihres Kindes durch das Wehrmacht-Wunschkonzert erhalten haben. Zögernd, mit Augen, in denen die Freude da und dort einen feuchten Glanz aufsteigen läßt, treten sie heran, stehen sie vor ihrem Platz am Gabentisch, auf dem alles zu finden ist, was ein neugeborenes Menschlein außer der lebendigen Nähe seiner Mutter nötig hat: eine ganze kleine Ausstattung: Nädchen, Mütchen, Strampelhöschen, Wäsche, allerhand Pflegemittel und Spielsachen.

Hier bei der Bescherung durch die NSB gewinnt man einmal einen Einblick in die Mannigfaltigkeit den Spenden-

Frohe Weihnachten

Zur 2. Kriegsweihnacht

Für das Reich des Friedens

Einmal kommt wieder die Zeit, in der wir gemeinsam vertrauensvoll ringen werden für dieses große Reich des Friedens, der Arbeit, der Wohlfahrt, der Kultur...

Aus der Führerrede vor den Rüstungsarbeitern am 10. Dezember 1940.

Zum zweitenmal feiern unsere Soldaten in diesem Krieg Weihnachten im Feld, in Ost, West und droben im hohen Norden. Sie feiern diese Weihnachten im Gedanken an die Heimat, wie die Heimat ihre Gedanken und Herzen verbindet mit ihren Soldaten in der Ferne. Es liegt im deutschen Gemüt, daß in den Stunden des Weihnachtsabends eine festerlich-welche Stimmung die Seelen erfüllt, daß die Gedanken zurückwandern in die heilige Kinderzeit und daß zwischen allen, die sich in Liebe verbunden fühlen, stille Zwiesprache gehalten wird, wenn am weihnachtlichen Baum die Kerzen aufstammen und durch den Weiser das Weihnachtsgelächter zum Heiligabend klingt. Das schönste Symbol für den Weihnachtsabend ist jenes Weihnachtsgelächter, das vor einem Jahre vom Richturm Epicherns erklang zur gleichen Stunde, da der Führer seine Soldaten auf den Epichern Höhen besuchte. Damals lag das lothringische Dorf Epichern tot, verlassen und zertrümmert zwischen den Fronten. Deutsche Soldaten hatten das Dorf im Niemandsland betreten und für alle Soldaten dieser Gegend das Weihnachtsfest eingeläutet.

Heute ist Epichern den Schrecken und dem Leid des Krieges entrückt, in ihm werten die Menschen, deutsche Menschen, in friedlicher Arbeit zu hoffnungsvollem Aufbau, und seine Glocken läuten für dieses dem Leben, dem Frieden und der Freiheit wiederzugegebene Lothringer Land eine fröhliche, glückliche Weihnacht ein.

Ist das nicht Sinnbild für die Lage Europas? Vom Westen her zog der Krieg herauf, weil England und in höriger Gefolgschaft Frankreich in der Friedens- und Freiheitsidee des Führers eine Gefahr für die plutokratischen Interessen und Machtziele der sogenannten westlichen Demokratien erblickten. Zur Verteidigung seines Rechts, seines Lebensrechtes, und seiner Zukunft zog Deutschland das Schwert. Sein Sieg über die Armeen der westlichen Demokratien und ihrer Helfer machte den Weg frei zu einer Neuordnung des europäischen Raumes, brachte Ordnung, Ruhe und Arbeit als Voraussetzung für einen Frieden, der nach der letzten Entscheidung alle Völker beallichten soll, die guten Willens zu ehrlicher Mitarbeit sind, ein neues Europa zu schaffen. Schon heute zeigen sich seine markanten Umrisse, ist der Geist erkennbar, in welchem die endlich englischen Foch und englischer Bevormundung entrissenen Völker in enger Zusammenarbeit dem Wohl und der Zukunft der Menschheit dienen wollen und können. Wie sagte doch kürzlich der ungarische Außenminister Graf Csaky bei seinem Besuch in Belgrad: „Reide Völker (Ungarn und Jugoslawien) sind entschlossen, am Werk des Friedens mitzuarbeiten, welches zugleich das oberste Ziel der Nationen macht ist.“

Wie Epichern durch das deutsche Schwert befreit und wieder friedlichem Aufbau zugeführt worden ist, so werden das deutsche und das italienische Schwert Europa frei machen von der ständigen englischen Kriegsdrohung. Auch in England ist viel vom Frieden gesprochen worden. Das Wort „Frieden“ im Munde eines Engländer aber bedeutet entweder politische Tarnung oder Kirchhofsfrieden. Unter dem Schlawort „Frieden den Völkern“ eroberte England sein Weltreich, unter ihm bereitete es seine Kriege vor. England und Frankreich gaben auch dem Schanddokument von Versailles den äußeren Einband eines „Friedensvertrages“, den der Führer einmal dahin interpretiert hat: „Die Väter dieses Friedens sahen in ihm das Ende des deutschen Volkes.“

Englands „Friedenspolitik“ löste den Weltkrieg aus und zettelte auch den jetzigen Krieg an. Für die englischen Machthaber bedeutete Frieden immer Bereicherung auf Kosten anderer. Deshalb bekämpfte es alle ehrliche Friedenspolitik, bekämpfte es auch den Nationalsozialismus, weil das Fundament seiner Idee der soziale Friede, die Voraussetzung für den Frieden unter den Völkern ist. Der ganzen englischen Weltanschauung von der Vorherrschaft des britischen Weltreiches widerspricht daher das Friedensproblem in seiner idealen und heiligen Form. Der Führer hat, gestützt auf unantastbare Dokumente und Tatsachen, wiederholt nachgewiesen, daß der europäische Friede immer von der Entscheidung und der Haltung Englands abhänge. Hinten jedem europäischen Kriege verbergen sich Englands politische oder wirtschaftliche Interessen.

Lange genug haben die Völker der Welt, hat Europa unter der Kriegspolitik Englands geschmachtet. Die ganze weltliche Aufteilung des europäischen, afrikanischen und asiatischen Lebensraumes ist das Werk der englischen Eroberungspolitik. Das Versailles Nachwerk schuf bewußt und überlegt schwebende und schwärende Brandherde an der Saar, am Rhein, im Osten und Süden. Der ganze Balkan in der Gestaltung der Versailles Diktatoren war das Pulverfaß Europas. England brauchte Unruhe, Interessengegensätze unter den Völkern, brauchte den Krieg für seine plutokratischen Ziele.

Mit dem jetzigen Krieg wollte England das neue Deutschland zerbrechen. Der Führer aber hat schon in seiner Danziger Rede am 19. September 1939 erklärt: „Wenn Völker zerbrechen, dann wird dies nicht das deutsche Volk sein“. Kaum neun Monate später verstand

Allen unseren
Beziehern und
Geschäftsfreunden
ein frohes
Weihnachten

Schriftleitung und Verlag
der „Brockauer Zeitung“.



man auch in London die Bedeutung dieses Wortes, und weitere sechs Monate später zeigen sich so deutliche Risse im politischen Gebälk des britischen Imperiums, daß in der ganzen Welt kein Zweifel mehr besteht, welches Volk, welches Regime, welche Machtstellung zerbrechen wird.

Diese Klarheit besteht auch bei unsern Soldaten, beim deutschen Volk. Denn während das deutsche Schwert erbarmungslos und hart auf den englischen Friedensbrecher niedersinkt, wird von deutscher Seite bereits der Friede durch eine Neuordnung Europas vorbereitet. Schon die diesjährigen Weihnachtsgelächter singen weiten Gebieten des europäischen Raumes eine Melodie, die den neuen und wahren Frieden ahnen läßt, der nach diesem Krieg Europa erfüllen wird. Noch realer das Schwert, um diesen Frieden zu gewinnen, noch steiler wie im Weltkrieg die feldgraue Mauer in Ost, West und Nord einsparbereit für die letzte Auseinandersetzung. Aber „einmal kommt wieder die Zeit, in der wir vertrauensvoll ringen werden für dieses große Reich des Friedens, der Arbeit, der Wohlfahrt, der Kultur...“

In dieser festen Ueberzeugung, in der stolzen Freude über die unvergleichlichen Erfolge unserer jungen Wehrmacht und in der Gewißheit des überragenden Sieges einer weisen politischen Führung feiern Front und Heimat die zweite Kriegsweihnacht.

Denn einst wird Friede sein durch den deutschen Sieg...

Ein Stümpfchen Licht...

Heiligabend 1917 vor Hollebefe.

Von Ernst Hermann Pichnow.

Der sechste Tag war es, daß wir Anno 17 vor Hollebefe in erster Linie lagen. Morgen kam die Abzählung, gab es Post, Briefe und auch Pakete, und dieser sechste Tag war der Heiligabend! Grau und verhangen, mit ständlichem Nebel begann er und triibe und düster kam der Abend. In den Jahren waren wir abgestumpft gegen das, was man Sonn- und Feiertage nennt, allem voraus ging die eiserne Pflicht, der Dienst, der Krieg. Und dennoch, heute war Heiligabend! Keiner sprach zwar davon, aber in jeder Seele pochte doch heimlich mehr oder weniger Wehmut und Sehnsucht.

Landwehrmann Kropp, der älteste in unserer Korporatschaft, über 40 Jahre schon, wurde um 22 Uhr von Posten abgelöst. Vier Stunden später kam er wieder an die Reihe. Er stellte das Gewehr an die Wand, klappete den Kragen herunter und setzte sich wortlos auf einen Stuhl. Tisch und Stühle waren durcheinander in manchem derzeitigen Unterstand. Eine Kerze flackerte tröstlos und milde. Kropp traute keine Kerze aus der Tasche, stopfte sie etwas umständlich und zündete den Tabak an. Ein paar lange, genießerische Züge folgten und minutenlang starrte er dumpf vor sich hin. Wir drei anderen schliefen komischerweise nicht, wie es sonst um diese Zeit Gewohnheit war. Aller Herzen waren sicher von seltsamer Unruhe befallen. Und alle drei schauten wir den Landwehrmann schweigend an, auf dessen Antlitz ein so eigenartliches, düsteres Schattens lag. Minuten gingen so hin und keiner redete ein Wort.

Da holte Kropp aus seiner Manteltasche einen kleinen grünen Tannenzweig hervor... der Himmel mochte wissen, wo er ihn gefunden hatte... und legte ihn mit zitternden Fingern neben die Kerze. Nach einer Weile knipfte er den Mantel auf. Dem Innern seines Uniformrockes entnahm er eine abgegriffene, arg mitgenommene Brieftasche und dieser ein Bild das eben so abgegriffen und beschmutzt war. Wir kauften dieses Bild, wußten, daß es seine Frau und seine beiden Kinder zeigte.

Und im Scheine der Kerze besteten sich seine glanzlosen Augen aufhellend, unverwandt an dieses Bild. Keine Silbe ging über seine Lippen, aber wir wußten sofort, was er nun dachte, was ihn quälte und in seiner Seele vor sich ging. Heiligabend war doch... Das war... welches ihn mit diesen drei Menschen in der Heimat verknüpfte, zog stärker und tiefer als das unsere, die wir noch frei und ledig waren und mit jugendlicher Selbstvertrauen uns leichter über die Tragik der Stunde hinwegsetzten.

Tropdem lag ein beklemmendes Wägen in unseren Köpfen. Auf einmal senkte sich des Landwehrmannes Kopf auf die Brust. Antlitz des erschlossenen Lidern

herbor rollten zwei Tränen über seine Wangen, sein Körper legte sich zur Seite und darauf schlief er, von Müdigkeit übermannt, ein, angelehnt an die feuchte Wand des Unterstandes. Fest hielten seine Finger das Bild.

Wortlos tauschten wir Blicke aus und verstanden den alten Landwehrmann Kropp, dessen seelische Not wir aber nicht fassen konnten. Aller Trost wäre in diesem Augenblick so furchtbar hilflos gewesen. Das Stümpfchen Licht neben dem grünen Zweiglein in das Verlöschten über, aber ehe es sein Dasein anschaute, gab es uns im letzten Schein ein seltsames, freudiges, ja verklärtes Lächeln auf dem haaren Gesicht des Landwehrmannes wider. Im Traum mochte er jetzt bei seinen Angehörigen eingelebt sein.

Ein weber Hauch der Feiertaglichkeit zog durch den Unterstand. Es wurde dunkel. In einem stummen Einverständnis haben wir den Alten die Nacht verschlafen lassen, daß er nicht mehr auf Posten ziehen brauchte. Es sollte das Glück, was er im Traume genoss, ihm nicht gestört werden.

Am anderen Tage kamen wir in Ruhe. Dem Kameraden Kruse eröffnete der Feldwebel, daß er auf Urlaub fahren könne. Freiwillig trat er zugunsten des Landwehrmannes Kropp zurück. Fener wollte es nicht annehmen, mußte sich aber dem Drängen aller doch fügen. Er hat dann uns dreien, besonders Kruse, stumm die Hand gedrückt, und während er seine Sachen packte, schob er uns seine zwei Weihnachtspakete, seine Zigarren und Zigaretten zu, und ist mit einer hübschen, glücklichen Freude gefahren. Es war ihm aber die Erfüllung eines Traumes, und doch wieder alles so selbstverständlich wie so vieles, vieles da draußen...

Fünfundzwanzigmal Weihnacht in Feldgrau

(18.) Fünfundzwanzigmal? Nun ja, mancher von uns lebenden und heute noch herausen im Felde stehenden Männern mag ja auf das Doppelte zurückblicken können, auch wenn er nicht Soldat von Beruf ist, nämlich, wenn er vor dem Weltkrieg aktiv gedient und dann diesen und womöglich noch eine Kriegsgefangenschaft mitgemacht hat und nun seit dem Vorjahr wieder unter den Fahnen steht.

Aber man soll immer nur von dem reden, was man selbst erlebt hat, und so mag denn hier fünfmal Weihnacht im feldgrauen Mod lebendig werden.

1917.

Liebste Mutter! Der erste Weihnachtsabend meines Lebens, an dem ich nicht bei Euch sein kann! Ich hab mir niemals vorstellen können, daß das überhaupt möglich ist, so Weihnachten nicht dabei zu sein. Aber es ist nun doch so, und ich bin froh und stolz, daß ich, wenn schon Weihnachten fern von daheim gefeiert werden muß, das Fest herausen an der Front begeben darf. Habt keine Sorge um mich, es ist Ruhe, fast könnte man sagen, Friede hier. Der Geuer, in dessen Land wir tief drinnen stehen, scheint müde geworden zu sein, er belästigt uns kaum, und wir sitzen hier im Kameradenkreis um den grünen Tannenzweig geistlich fast so, als wären wir daheim. Unser Hauptmann hat früher gesprochen. Ihr seid so jung, hat er gesagt, Kinder noch seid ihr fast, ihr vom Jahrgang 99, so laßt mich euer Vater sein. Ich weiß, es ist manchem von euch heut schwer ums Herz, aber schwer ist die Zeit, und das Herz, es ist härter! Und immer noch härter wollen wir werden, wir Soldaten herausen im Feld! Kameraden, sagte er dann, der Hauptmann, denkt immer daran, wir stehen für Deutschland hier. Und für Volk und Vaterland ist kein Opfer zu groß. Wie gering wiegt doch dieser eine Abend heute, wenn wir auf's Ganze sehen... Er hat recht, der Hauptmann, und das mußst Du auch denken, liebste Mutter. Größ mir Vater und die Geschwister und Hannelore von Nachbar Klaus...

1918.

Als das unendliche Unglück des Vaterlandes im November uns in der Gefangenschaft zu ohnmächtiger Lage entflamte — ja, dieses Fremdwort sage ich das Richtige hier, als uns Kämpfern der Front, denen, schwer verwundet, zuletzt nichts geblieben war als das nackte Leben und die Gnade des Geuers, es noch immer nicht in den hartgewordenen Schadel gehen wollte, daß das das Ende sollte sein, da blühte aus dem unsagbaren Weh dieser Tage eine große Hoffnung in uns auf: Befreiung und Heimkehr! Zu Weihnachten, Kameraden, sind wir daheim, so sagte in diesen Novembertagen der ungarische Oberst zu uns, der unser Mangalfestler war, dort in dem nie vergessenen Gefangenenlager in der Westfalen über dem Mitteländischen Meer, in dem uns diesen ganzen Winter hindurch ein einziger nebelreicher Tag den zutiefst erlebnisvollen Anblick des höchsten Alpenberges schenkte, den Mont Blanc. Dieser Tag war der Weihnachtstag 1918. Nein, wir waren damals noch nicht daheim, und unser guter Oberst sollte auch mit seinen weiteren Prophezeiungen, daß wir Ostern und Pfingsten daheim sein werden, unrecht haben. Erst im August 1919 haben wir die Heimat wieder.

1919.

Wir haben aber auch 1919 noch Weihnacht im feldgrauen Mod gefeiert. Nicht alle, gewiß, aber viele von uns. Und es mögen damals viele Briefe geschrieben worden sein, wie dieser, der gar keinen weiten Weg hatte, nur bis zur Hannelore von Nachbar Klaus: Liebste Du! Ich kann nicht mit Dir unterm Christbaum stehen, und ich bin arm und habe nichts zu schenken. So arm bin ich, ich hab ja nicht einmal ein Gewand. Du siehst mich immer noch im feldgrauen Mod, den ich aus Krieg und Gefangenschaft mitgebracht habe, wenn wir uns abends heimlich treffen. Du, ich habe heute, am Weihnachtsabend, wo doch alles zu Milde und Verliehen gestimmt ist, mit meiner Mutter gesprochen. Wehst Du, was sie mir zur Antwort gab? Unfimm, sagte sie, ihr könnt euch doch niemals haben. Wir arm, sie arm, was hätte das für Sinn? Liebste Du! Ich kann heut nicht bei Dir sein. Es ist so schwer, Dich zu haben und nicht haben zu dürfen...

1939.

Meine liebste Hannelore! Ich brauche Dir nicht viel zu sagen. Du weißt es, wie leid es mir tut, daß ich Weihnachten nicht bei Dir und den Kindern daheim begeben kann. Aber schau, Du mußt das verstehen. Es sind so viele andere Kameraden da, die es wirklich notwendiger haben. Ich hab mich ja so gefreut, als ich im Herbst nach dem Polenfeldzug die paar Tage daheim sein konnte, dann aber wurden wir zur



DER WEIHNACHTSBAUM
Gemälde von Elisabeth W. Kallen, Berlin

Wann fängt Weihnachten an? Diese Frage beantwortet Ernst Wiedert: „Wenn ich es recht bedanke, begann es für mich im Frühjahr, wenn ich auf meinen Waldwegen nach dem nächsten Weihnachtsbaum Umschau zu halten begann. Und glaubte ich, ihn dann gefunden zu haben, manchmal früh, manchmal spät im Jahr, denn die alten Waldeute pflegten zu sagen, einen richtigen Weihnachtsbaum zu finden, sei mindestens ebenso schwer, wie eine richtige Frau zu finden, — so konnte ich ein paarmal in der Woche vor ihm sitzen, der noch durch nichts über seine Umgebung erhoben war, und mir vorstellen, wie ich ihn auf dem Rücken heimtragen und wie das Fest unter seinen Zweigen sein würde.“

(Photo: Scherl-Bilderdienst.)

Wacht gerufen, und daß wir hier notwendig sind, das kann keiner so beurteilen wie ich. Unsere Kinder sind halbwegs groß und werden sich auch freuen, wenn ich im Jänner oder Februar auf Urlaub heimkomme. Drum habe ich freiwillig auf den Weihnachtsurlaub verzichtet zugunsten eines Kameraden, der heuer zum erstenmal seinen Jungen unterm Lichtbaum sehen will, und wir — wir werden hier im Westwallbunker beisammen sitzen, werden aus dem Lautsprecher dieselben Weihnachtsweisen hören wie Ihr daheim, und werden wissen, wir sind alle beisammen, Ihr in der Heimat und wir heraußen am Obergelände, beisammen wie noch nie, in einem Glauben, in einer Hoffnung und einer Liebe, die Deutschland heißt.

1940.

Weihnacht tief drin in Feindesland. Weihnacht am französischen Kamin. Nein, wir haben alles geträumt, auch den Sieg in diesem Krieg, aber diesen Sieg niemals! „Weit ist der Weg zurück ins Heimatland, so weit, so weit...“ Jeden Morgen singen wir's, wenn wir ausmarschieren. Wie viel unendlich weiter ist dieser Weg vom Unterstand des Weihnachtstages 1917 bis heute! Wieder Weihnacht im Felde — zum fünftenmal. Aber deutsche Weihnacht diesmal vom Nordkap bis zur Biscaya, von den Kanarischen Inseln bis ans Schwarze Meer. Und als Garantierte Siegeslicht auf Wacht der deutsche Soldat!

Das Weihnachtsglied

Eine Erzählung aus dem Ostpreußen des Jahres 1732. Damals war da oben an der russischen Grenze bei Endschau der Name „Weißer“ ein ungewohnt Ding, und er war auch zu leicht für diese Gegend mit ihrem nordischen Gepräge, mit ihrer herben Landschaft und ihrem scharfblauen Himmelsglanz. Diese Weißer waren mit vielen anderen um ihres Glaubens willen aus dem sonnigen Salzburg gestoben und hatten hier im Norden bei harter Bauernarbeit eine neue Heimat, eine Heimat gefunden. Ging ihr Herz auch noch oft nach dem heiteren Süden, so wußten sie doch bald hier um ihre Stadt, wo sie mit freiem Gewissen leben und schaffen konnten und wo der Mensch dem Menschen mit geradezu unbegrenzter Gastfreundschaft begegnet.

Es gibt Familien mit Tragödien, und solch eine Familie war auch die Familie Weißer. Kaum nach dem Verlust von allem eine neue Heimat gefunden, griff der Wirger Tod in diese Familie hinein und entriß ihr den Ernährer und machte 14 Kinder zu Waisen, und dann kam der braunende Herbsturm über Ostpreußen fluren und riß die Scheune vom Boden weg und legte Stroh und Brot in alle Winde, und dann nahm der Dämon Wüdergung den ältesten arbeitskräftigen Sohn und der Widersacher Typhus die älteste arbeitsfreie Tochter, und dann stellte sich die Schweinepest ein und machte die Ställe leer, und das alles in einem Jahr.

Und dann ging es auf Weihnachten zu, und die ostpreussischen Bauern saßen in ihrer Dorfsammlung einen Entschluß der Tat, über den sie schwiegen; denn diese Bauern konnten schwiegen.

Und dann der Weihnachtshellabend. Ostpreußen verschnitt, kein Weg, kein Steg, 30 Grad Kälte vor der Tür, die Menschen klappern, die Tiere zittern, schneidender Ost von Sibiriens Steppen her, Winter um 1732, durch Monate hindurch.

Da, der Dorfschule und zwölf Bauern vor der Tür, vor der Tür der vertriebenen Salzburger, der Dorfschule mit einem Tannenbaum und einem praktischen Versprechen: „Wir alle wollen die Scheune im Frühjahr aufbauen und gutmachen, was das Schicksal nahm“, und die zwölf Bauern mit praktischen Gesichten: jeder ein mit einem Wändchen und einem Tannenzweiglein geschmücktes Kerfelnchen unter dem Arm, für jedes Waisenkind eines, damit der Stall, durch die Pest entleert, wieder voll werde.

Und die Bauern vollbrachten, was sie am Weihnachtshellabend gelobt: schon im Winter führen sie bei 30 Grad ostpreussischer Kälte Holz aus dem Wald an, und im Frühling waren sie Zimmerleute, und im Herbst nahm eine neue Scheune die Letzte ein.

Sie wollten keinen Dank; sie hatten nur um eine menschliche Pflicht gewußt, diese Bauern, denen das Verhältnis von Mensch zu Mensch unangetastetes Erbgut und denen Helfen eine angeborene Notwendigkeit war.

Eine alte Frau mit liebem Großmuttergesicht erzählte mir oft zu Weihnachten unter Tränen einer überkommenen Erinnerung diese Geschichte, und zu ihrer Erinnerung schrieb ich sie auf in dem Bewußtsein einer Zeit, die sich diese selbstverständliche Haltung der ostpreussischen Bauern zum stillschweigenden Lebensgesetz gemacht hat.

U. G. E. Profschel-Weißer.

Ronrad hatte Glück

Humoreske von Ralph Urban.

Es bedurfte redlicher Anstrengungen seinerseits, bevor er sie so weit brachte, daß sie in das Café mittam.

Sie aßen sonst ihr stüchtiges Mahl während der Mittagspause im kleinen Speisehaus an der Ecke, und oft gelang es Ronrad, mit dem hübschen Fräulein Hedy am gleichen Tisch zu sitzen. Dann begann er eines jener munteren Gespräche, wie sie unter Werktätigen in ihrer kurzen Erholungszeit Brauch sind. Hernach stand er zur gleichen Zeit mit ihr auf, begleitete sie die paar Häuser weit bis zu ihrem Geschäft und eilte dann selbst an seinen Arbeitsplatz. Und über seinen stillen Stunden leuchtete bis in die Träume hinein der lichte Stern Hedy. Der junge Mann war restlos vernarrt.

„Fräulein Hedy“, hatte er an diesem Mittag gesagt, „ich hätte für heute zufällig zwei Kinotarten, darf ich Sie einladen?“

„Ja, warum nicht — das heißt, ich weiß nicht, ich —“ „Bitte, bitte!“ Hedy lächelte halb gütig, halb abweisend. „Ja, aber —“

„Selbstverständlich ganz unverbindlich“, beeilte sich der junge Mann zu versichern. Und so sagte Hedy zu.

Dann saßen sie im Kino. Hedy kam derart spät, daß sie kaum ein paar Dutzend Worte sprechen konnten. Schon begann die Wochenchau.

Der arme Ronrad wußte genau, wie wenig Aussichten er bei dem Mädchen hatte, denn er litt nicht an Selbstüberheblichkeit wie manche andere, die an Schüchternheit und weiß Gott was denken, nur nicht daran, daß ihre Nase nicht gefällt. Wenn ein Mädchen einen Mann gerne sieht, dann ziert es sich auch nicht.

„Andererseits weiß man bei Frauen nie nichts Gewisses“, dachte Ronrad und betrachtete weiter das nette übergeschlagene Knie anstatt der Vorgänge auf der Leinwand.

Als das Kino aus war, begann der Kampf: Ronrad wollte durchaus noch mit ihr ins Café. Obwohl Hedy wie nach jedem spannenden Film ein paarmal gähnen mußte, hatte sie noch keine Spur von Schlaf und gab nur deshalb nach. Sie betraten das Lokal, legten ihre Ueberkleider ab und fanden Seite an Seite Platz an einem Pfeilertischchen, von wo sie den ganzen Raum übersehen.

Die Musik spielte, der Ober brachte das Bestellte, Ronrad wurde sentimental. Also seufzte er, griff nach der nächstliegenden kleinen Hand und flüsterte weich: „Hedy!“

Die Hand griff sich eiskalt und wurde ihm brüsk entzogen. Worauf Ronrad die Unterlippe vorstieß und sich in Schweigen hüllte; tief getränkt. Er starrte betont in die Weite des Cafés.

„Ich hätte eine Weile nach dem Profil ihres Kavaliere, es tat ihr leid, daß sie seine Einladuna angenommen

hatte, denn er gefiel ihr durchaus nicht. Noch immer nicht und er würde ihr auch nie gefallen. Warum fand die auch nicht den Richtigen?“

Nach Ablauf ähnlicher Gedankengänge wandte sie ebenfalls ihre Aufmerksamkeit den Vorgängen im Saal zu. Sie hatte es nicht der Mühe wert gefunden, sich schön zu machen, wozu auch, fürs Kino — aber jetzt — wie ärgerlich. Lauter gut angezogene Leute, wie sie mißbilligend feststellte. Die zwei Damen dort, warum schaute denn die eine so unverkämmt hierher? Hedy griff sich unwillkürlich ins Haar und blickte dann an sich herab. Alles in Ordnung, so schlecht war sie nicht angezogen, also? Ein Mädchen ging vorüber, schaute, lächelte, straffte unwillkürlich die Haltung, schaute nochmals und lächelte wieder. Was sollte das? Wem galt dies?

Ein Seitenblick auf Ronrad, der mit überlegenen herabgezogenen Mundwinkeln der Kleinen nachsah. Sieh an, sieh an! Also wirkte er auf Frauen? Komisch, daß man so etwas oft nicht gleich merkt. Aber ein Mann braucht schließlich nicht schön zu sein, er muß nur eine gewisse Männlichkeit haben.

„Ich möchte was trinken!“ sagte Hedy plötzlich, und der Kavaliere griff verlegen nach der Weinkarte, denn er wußte nicht, ob sein Geld noch reichte. Aber es reichte, und er bestellte eine Flasche.

Wieder sahen Frauen nach Ronrad. Eine, die schräg gegenüber saß, zog die Brauen sogar hoch, spitzte den Mund und blies den Rauch ihrer Zigarette mit jener Unverschämtheit von sich, die nur eine Frau aufbringt, die um jeden Preis gefallen will. Hedy wurde wütend. Nein, mit ihrem Kavaliere macht man so was nicht, da war sie selbst schon da.

„Sind Sie noch böse auf mich, Ronrad?“ flötete sie nach dem ersten Glas Wein und legte ihre kleine Hand auf seine große.

„Ach!“ meinte er, die Lage erfassend und anscheinend nicht sehr interessiert.

„Ist nicht schön, doch charmant“, summte Hedy und wurde immer verliebter. Komisch. Wieder lächelte eine Frau herüber. „Wollen Sie mich nach Hause begleiten, oder bleiben Sie noch allein hier?“ fragte Hedy spitz.

„Natürlich bringe ich Sie heim“, sprach Ronrad, erhob sich und wußte nicht, wie ihm geschah. Schon gar nicht wußte er, wie er dazu kam, als das Mädchen an seinem Hals hing, kaum, daß sie die Straße betreten hatten.

„Du“, flüsterte Hedy, „aber wehe dir, wenn du mit mir spielst. Ich dulde nicht, daß du andere Frauen auch nur ansiehst.“

„Nein“, flüsterte Ronrad im Glück zurück, „nur du, nur du, nunnnn —“

Und das Ganze kam davon, weil Hedy als einzige Frau im ganzen Café nicht gewußt hatte, daß hinter ihr und Ronrad an jenem Pfeiler ein Spiegel war.

Die erste Frühlingsblume war schuld

Eine lustige Geschichte von Georg W. Bijet

Nein, das tat Blafmeier nicht! Er empfing keine telefonischen Anrufe im Büro und hatte keine Blumen vor sich auf dem Tisch. Er kam niemals zu spät und ging niemals früher nach Hause. Er hatte niemals um Urlaub für eine Taufe, Hochzeit oder Verlobung gebeten, niemals hatte Herr Blafmeier etwas vor, weder eine Verabredung noch einen Herrenabend. Nicht einmal ein Regelabend erfüllte sein Wochenprogramm. Er sprach niemals von sich, und bei aufregenden Berichten anderer über Krankheiten oder andere menschliche Regungen und Gefühle erklärte sein Blick vor dienstlicher Korrektheit. Niemals schob sich irgendein privater Seufzer in seine Betriebsamkeit hinein.

Sorgsam und korrekt zeichnete Mathias Blafmeier die Einnahmen und Ausgaben der Firma Hagelholz und Söhne in die Bücher und sich selbst die Dienstjahre auf den Buckel. Er genoß das uneingeschränkte Vertrauen seines Chefs, unterzeichnete mit halber Protura und hatte es sich angewöhnt, von „Wir“ und „Uns“ zu sprechen. Die Arbeitskameraden nannten ihn eingebildet und freiberhaft. Trotzdem blieb er ihnen ein Muster an Arbeitswillen. Er kam und ging wie eine Uhr. Ueberhaupt wickelte sich im Büro alles nach Uhrzeiten ab. Und wenn Fräulein Vorn's Schreibmaschine ein paar Minuten länger als notwendig schwieg, durchbohrten des Buchhalters funkelnbe Augenkläser das Büro mit mahnbendem Blick.

Ob Herr Blafmeier überhaupt Blut im Leibe und ein Herz hat? dachte Fräulein Vorn manchmal. Wie komisch! Schon drei Jahre verbringe ich mit diesem Manne täglich acht Stunden in einem Zimmer, und ich weiß nicht einmal, ob er überhaupt ein Mensch ist. Wenn ich jetzt ohnmächtig hinsinken würde; ob er mir wohl zuspringen würde? Fräulein Vorn machte sich wohl recht unnütze Gedanken, während sie ein paar Herzschläge lang über den Briefrand hinweg auf Herrn Blafmeier starrte.

Im Büro wurde es unerträglich. Der Frühling war daran schuld! Es war ja vorerst kaum mehr als ein Anbruch von ihm, die einen aus den heißen Strahlen anlachte. Und doch hob man den Kopf danach.

Eines Morgens erstieg das Thermometer vor Blafmeiers Fenster die fünfzehn Grad, so daß er es für angebracht hielt — auch darin war er korrekt! — seinen Wintermantel mit dem leichteren Uebergangsmantel zu vertauschen. Auch der Wollschal blieb im Schrank. Mit ihm hatten sich viele Menschen verwandelt. Der Zauber des erwachenden Frühlings sproß aus Gesichtern und Kleidern.

Eben wollte der Buchhalter die Jahrbahn überschreiten, als von einem vorbeifahrenden Blumenauto eine dunkelrote Blumentulpe dicht vor seine Füße fiel. Blafmeier blieb stehen, etwas erschrocken über das Geschick, das sich gerade ihm mit launischer Hand anerkor. Blafmeier überlegte: Sollte er sie nun aufheben oder... Würde er sich nicht sehr lächerlich machen vor den zahlreichen Zuschauern, die ihn samt der Blume beharrlich im Auge behielten? Aber er konnte die Blume doch nicht so einfach auf dem Fahrdamm liegenlassen... Aufheben mußte man sie. Eine Weile wanderte er sich herum, zwang sich, seinen Buckel zu krümmen.

Blafmeier bückte sich. Er nahm die Blume auf und trug sie feierlich vor sich her auf die andere Straßenseite hinüber. Was sollte er aber mit der Blume? Wo sollte er sie denn nun lassen? Er konnte sie doch nicht offen in der Hand dahertragen. Aber in der Mappe würde sie elend zerquetscht werden. Wie war's, wenn er sie ins Knopfloch seines Mantels steckte... Damit ihn jedermann für verrückt hielt! Aber an den Aufschlag seiner Jacke kann er sie unter Umständen schon besten. Da sah sie doch niemand.



Zeichnung: Grunwald — M.

„Herr Blafmeier!“ Er fühlte sich umarmt — und von einer Frau.

Blafmeier barg die Knospe unter dem Mantel. Nun erst atmete er befreit auf und setzte seinen Pflichtenpfad fort.

Wenn man im Büro schon erstaunt war über Blafmeiers Verspätung, so sollte man auch an seinem ferneren Betragen einige Wunder erleben. Fräulein Vorn vergaß ganz ihr Stenogramm, so sehr beunruhigte sie der Anblick des Buchhalters. Wirklich, es war doch Wut in seinen Waden. Sie waren gerötet. Blafmeier besaß ein Herz, ein richtiges Herz!

Das hub nun von neuem zu pochen an, als er dabei war, seinen Mantel abzulegen. Nun würde man ja etwas zu lachen bekommen, wenn man die Blume entdeckte. Für närrisch würde man ihn halten. Aller Respekt wäre überhaupt zum Teufel, wenn er sich in dieser Aufmachung zeigte. Warum Fräulein Vorn fortwährend herüber sah... Ob sie etwas wußte? Hatte vielleicht jemand aus dem Büro die Szene auf der Straße miterlebt? Blafmeier verdunkelte sich um einen weiteren Schein. Seine Verlegenheit bekam in Fräulein Vorn's Augen etwas Bezauberndes. Wie sich der Blafmeier heute nur benahm. Er war völlig verwirrt. Sollte er sich gar verliebt haben? Fräulein Vorn dachte an das für eine Frau Nächstliegende; aber so etwas tut doch Herr Blafmeier nicht!

Es war urkomisch anzuschauen, wie sich Herr Blafmeier um seinen kleinen Schrank drehte, um den Anblick seiner Brust den Arbeitskameraden zu entziehen. Endlich hatte er das Blümchen mit größter Mühe in das Spindchen befördert und seine Arbeitsjacke übergezogen. Zusehends atmete er darunter auf, rechte sich und erhob sich zur ganzen Größe seiner Autorität. Er ließ seine Augen blitzen, aber sie erfassten heute niemand im Saal. Man

Drei Brüder und ein Mädchen

Erzählung von Hubert Sudetum

Die drei Brüder, von denen hier erzählt werden soll, waren die Söhne der Fischerwitwe Marthe Krull in Westernbrook. Der älteste hieß Jürgen, der zweite Thieb und der jüngste Hein. Sie waren große stattliche Jungen, der eine so blond und frisch wie der andere, und da sich ihr Alter nur um je ein Jahr unterschied, wuchsen sie gemeinsam auf, um auch gemeinsam flügge zu werden.

Ganz Westernbrook hatte seine Freude an den drei Krulls. Man vergnügte sich über das lebendige Wesen, das in ihnen sprudelte; man freute sich über ihre Eintracht und ihr Zusammenhalten, und ganz besonders hatte man seinen Spaß an der fröhlichen Kameradschaft, die sie mit Antje Möller, der Tochter ihres Nachbarn, pflegten. Die drei Brüder und das Mädchen — ja, das war ein munteres Quartett!

Indes, als die Brüder dann junge Männer geworden, da schnürten sie eines Tages ihre Bündel, um Westernbrook zu verlassen. Wie alle Küstenbewohner lockte sie das Meer und die Ferne. Und so nahmen sie Abschied von Mutter Marthe und Antje, und dann zogen sie in die weite Welt hinaus. Aber nun gingen sie nicht mehr gemeinsam, nun trennten sich ihre Wege. Jürgen wanderte nach Kiel, Thieb zog nach Hamburg, und Hein ging nach Husum. Am Ende jedoch gehörten sie alle drei zu den glücklichen Fahrern, die sich auf den Planken der Schiffe den Wind aller Weltmeere um die Ohren wehen lassen.

Von da ab wurde es still um Marthe Krull. Die alte Frau lebte fortan ganz allein in ihrer Kiste und wartete darauf, daß ihre Jungen noch einmal wiederkämen. Doch Jahr um Jahr verging, und keiner kam zurück. Nur ab und zu brachte der Postbote einen Brief, darin ihr Jürgen, Thieb oder Hein aus irgendeinem fernen Erdenviertel einen Gruß sandte. Auch ein Geldschein lag immer dabei. Ja, noch etwas vergaßen die Jungen nicht. Das veranlaßte dann Mutter Krull allemal, das Nachbarskind zu sich zu rufen. Und wenn das Mädchen dann den Brief überflog, las sie jedesmal: „Und viele Grüße auch an unsere kleine Antje...!“

So blieb das. Unterdessen fanden die drei Brüder in der Ferne jeder auf eigene Art ihr Fortkommen. Doch auch sie hatten sich seit ihrem Abschied aus der Heimat nicht wiedergesehen.

Eines Tages hatte Thieb im Hafen von Rio seinen Kästen nach einem anderen Schiff zu pullen. Er setzte den Alten am Hallreep ab und machte dann mit seinem leeren Boot gemütlich feiert. Aber er kam nicht weit, denn mit eins klitzte ein kleiner Motorfutter um den Bug des festliegenden Schiffes herum, und ehe Thieb das Bech abwenden konnte, lag er schon gerammt im Wasser. Doch im nächsten Augenblick packten ihn derbe Hände am Kragen, ein tolles Geplänkel noch, eine kleine turnerische Anstrengung, und dann lag er gerettet im Rutter. Thieb fluchte natürlich gleich drauflos. Aber als er sich den nassen Haarschopf aus dem Gesicht gewischt hatte und den Steuermann des Rutters ansah, erstarrte er für eine Weile, um dann laut loszulachen: „Deibel, is dat möglich? Jürgen, du — du heft mi rammt?“ Und auch der andere lachte, und dann lagen sie sich in den Armen: Thieb und Jürgen Krull!

So sahen sich also die beiden Brüder wieder. Drüben in Rio, wie gesagt, und der seltsame Zufall wurde selbst-

verständlich fröhlich gefeiert. Doch schon am andern Mittag ging Thieb mit seinem Schiff wieder in See, während eine bunte Anfsichtskarte nach Westernbrook in Hofsteinischen adressiert, auf den nächsten Postdampfer wartete, um Mutter Krull daheim zu verkünden: „Waren in Rio beisammen, haben tüchtig geklönt. Mit herzlichsten Grüßen an Dich und Antje — Jürgen und Thieb.“

Und wieder verging eine lange Zeit... Da legte Thieb's Schiff eines Tages in Sidney an, und Thieb erhielt Landurlaub, weshalb er sich schnell fein machte und sich alsdann mal n' bißchen die australische Stadt ansah. Wie er nun so durch die Straßen schlenderte und gerade sein Heimatslied pfiff, da geschah es, daß ein junger Mensch aus einer Ladentür heraussprang und ihm geradenwegs in die klitzige Klampe stolperte. „Hoho!“ schnauzte Thieb los. „Bin keen Brekbock nich, merk di dat!“ Aber im nächsten Augenblick machte er runde Augen, um dann lachend zu rufen: „Deubel, is dat möglich? Hein, du — du löppst mi hier in 'n Beeg?“ Und dann lagen sie sich in den Armen: Thieb und Hein Krull!

So sah Thieb auch seinen jüngeren Bruder in der Ferne wieder. Sie machten sich natürlich einen schönen Tag, erzählten sich ihre Erlebnisse und freuten sich, daß es jedem gut ging. Dann trennten sie sich wieder, und abermals ging eine bunte Anfsichtskarte nach Westernbrook ab.

Doch weiter ging das Leben. Und immer noch wartete Marthe Krull daheim vergeblich auf ihre Jungen. Schließlich aber packte sie die Sehnsucht denn gar zu mächtig. Immer wieder trieb es sie auf den Deich hinaus, wo sie stundenlang stand und übers Meer schaute. Und auch Antje Möller, 'ängst ein großes, schmuckes Mädchen, hatte Sehnsucht nach den einstigen Kameraden und schaute ebenfalls übers Meer. Doch es kam kein Jürgen, kein Thieb und kein Hein: die Ferne hielt die Jungen fest.

Mutter Krull war darüber sehr bekümmert. Wenn sie nur ein Mittel wüßte, das die Jungen wieder in die Heimat locken könnte! Gab es keines? Ei doch, eines Tages hatte ihr Grübeln Erlösa. Sie hatte eine Idee, und sofort setzte sie sich ans Fenster, um drei Karten zu schreiben, drei Karten folgenden Inhalts:

„Lieber Sohn! Kommt nach Westernbrook! Antje ist das schönste Mädchen von ganz Hofstein geworden, will heiraten und wartet auf dich. — Deine Mutter.“

Ja, so schrieb die Witwe Krull an ihre drei Jungen, schickte die Karten ab und wartete, daß merkwürdig 'iner ihrem Ruf folgte.

Lange wartete sie. Dann, eines Tages, als gerade mit Antje Möller am Tisch saß, saß in augen Zeiten plauderte, ging die Tür, und — ach! schon mehr Schicksal als Zufall — drei junge Männer, mit blonden Haarschöpfen, lachenden Blauaugen und sonnengebräunten Gesichtern traten in die Stube: Jürgen, Thieb und Hein.

Na, das war eine Überraschung! Und das wurde ein herzlichtes Begrüßen! Doch dann standen die drei staunend vor Antje, und wie aus einem Munde riefen sie: „Deubel, ja! Antje ist das schönste Mädchen von ganz Hofstein!“ Im nächsten Augenblick aber starteten sie einander an, bekamen sie ganz ernste Gesichter, und dann setzten sie sich schweigend, und Mutter Marthe fuhr es erschrocken durch



Zeichnung: Grunwald — M.

„Deubel, ja! Antje ist das schönste Mädchen von ganz Hofstein!“

den Sinn: Was für eine Dummheit hab ich denn bloß gemacht!

Wahrhaftig, es war wohl eine Dummheit. Zwei Tage später hatten sich nämlich die drei Brüder schon wieder davongemacht. Und ganz heimlich. Nur einen Zettel fand Mutter Marthe noch vor. Und darauf stand:

„Wir bleiben noch acht Tage in Deutschland — Jürgen in Kiel, Thieb in Hamburg, Hein in Husum. Wenn Antje heiraten will, den soll sie sich holen!“

Da rief Mutter Marthe schnell Antje herbei, gestand ihr, wie sie die Jungen hergelockt hätte, und zeigte ihr den Zettel. Antje war eine Weile stumm und hatte flammende Röte im Gesicht. Dann aber lachte sie schelmisch auf und rief: „Denn so will ich gleich los, Mutter Marthe!“

„Wohin, Kind?“ — „Zu den Jungen, will sie holen!“

„Alle drei, Kind? Alle drei?“

„Ja, Mutter Marthe, zwei für dich und einen für mich!“ rief Antje tapfer. Und richtig, sie fuhr los, brachte erst Jürgen zurück, dann Thieb und zuletzt Hein, und wie sich Mutter Marthe noch wunderte und dachte, was daraus wohl werden sollte, hatte sie schon alles in die Reihe gebracht. Jürgen war's zufrieden, und Thieb war's auch zufrieden; denn sie sagten: „So bleibst du ja doch unsere kleine Antje!“

Am meisten aber war's Hein zufrieden, denn Hein, der Jüngste, das war derjenige, der sie selber längst gewählt hatte — Hein wurde Antjes Mann... .

Bero greift ein

Skizze von Konrad Seiffert

„Janko, was hört man,“ rief Bero, als er am Sonntag in die Stadt kam zu seinem Freund, „es ist kaum zu glauben: mit der Jarmila hast du dich verlobt! Vor vierzehn Tagen erst hast du mir erzählt, du dächtest nicht ans Heiraten, die Freiheit aede dir über alles, und ein Mäd-

lächelte Herrn Blafmeier heute glatt ins Gesicht. Und besonders Fräulein Vorn nahm sich heute allerhand heraus. Wie oft sie nur zu ihm herüberschaute, als konnte sie sich in seiner Verlegenheit, denn verlegen war Herr Blafmeier. Da müßte noch die Blume beseitigt werden. Wo er sie nur lassen sollte! Wenn er sie nun in der Kasse... Aber wohin... wohin? An Arbeit war heute nicht zu denken.

Als sich das Büro in der Kasse leerte, atmete der Buchhalter wie vom Alldrud befreit auf. Seine Blicke überflogen alle Winkel des Zimmers. Nun galt es, sich der Blume schnellstens zu entledigen. Mühte er sie nicht zwischen die Heizungsröhren...? Das wäre doch ein Versteck! Oder besser hinter den Altenschränk. Da konnte sie wehken. Blafmeier stand auf, löste die Blume von seiner Jacke und trat damit in die Mitte des Büros. Auf einmal bekam er Gewissensbisse. Seine Blicke irrten ab und hielten auf Fräulein Vorns Tisch.

Eine Vase stand darauf. Sie war leer. Warum konnte er die Blume nicht dort hinein tun. Warum nicht?! Fräulein Vorn liebte doch Blumen! Warum sollte sie sich nicht an seiner Blume freuen. — Warum freuen? Was ging es ihn an, ob Fräulein Vorn sich freute? Einen Augenblick zögerte er, aber nur einen Augenblick, dann ging er, um die Vase mit frischem Wasser zu füllen. Er stellte sie auf Fräulein Vorns Tisch zurück und steckte die Knospe hinein. Er rieb sich die Hände und schmunzelte vergnügt, sich und die Blume an. Wie sie eigentlich das Büro verschönte, so eine kleine Blume... .

Zufrieden wollte er sich umdrehen, als ihm jemand mit hellem Jubelschrei in die Arme fiel. „Herr Blafmeier!“ Er fühlte sich umarmt — und von einer Frau — Fräulein Vorn fogar.

„Ich hab's gewußt, Mathias... Ich hab's gewußt. Nichtig gefühlt hab' ich's. Und gerade heute...“

Herr Blafmeier war so erschrocken, daß er keine Worte darauf fand. Es war nur alles so angenehm — sehr, sehr angenehm, was um ihn herum geschah. Und das Fräulein Vorn... . Nun ja, eigentlich... . Keit war sie... sehr, sehr nett. Und hatte er sich im stillen nicht oft gewünscht, daß sie... . Nun ja, hinübergeschickt hatte er ja oft. So ganz heimlich. Und sie hatte es doch gemerkt?! Warum sollte ausgerechnet Blafmeier das nicht tun, was die anderen taten — und an solchem Tage noch dazu...? Und Blafmeiers Korrektheit erbuldete heute einen zweiten Knick, als er sich nämlich zu Fräulein Vorns Mund niederbeugte.

chen aus der Stadt sei doch etwas ganz anderes als solch ein Ding vom Lande, und nun gehst du hin und verlobst dich! Und bald wirst du verheiratet sein!“

Janko wurde etwas verlegen bei dieser Rede seines Freundes: „Es kam eben so schnell. Weißt du, das ist so mit den Mädchen: jetzt kennst du sie kaum, sie lachen dich an — und zehn Minuten später hängen sie dir am Halse. Man kann da nicht viel tun.“

„So muß es wohl sein,“ meinte Bero, „und nun ist es eben geschehen. Und nun sitzt du da. Und nun tut dir die Sache leid, das ich dich an. Denn nun kannst du ja wohl nicht mehr zurück!“

„Zurück? Aber wer spricht denn davon?“

„Denke daran,“ mahnte der Freund. Die Jarmila hat es nur auf dein Geld abgesehen. Wahrhaftig: nur auf dein Geld! Nimm es mir nicht übel, daß ich's dir sagen muß. Aber es ist so!“

„Auf mein Geld? Aber ich hab doch kein Geld! Oder nur recht wenig. Und das hab ich der Jarmila gesagt!“

„Was? Du hast kein Geld? Oder nur recht wenig? Was muß man hören! Und im Dorf geht die Jarmila von Haus zu Haus und erzählt, daß du das Imperial-Hotel kaufen wirst, und daß sie als deine Frau Hotelbesitzerin sein wird mit einem Auto, das die Gäste vom Bahnhof holt. Du kennst ja das Imperial-Hotel. Der Stojan will es verkaufen, das weiß man sogar bei uns im Dorf.“

„Was geht mich das Imperial-Hotel an! Ich will es nicht kaufen! Und so höre doch, ich hab auch das Geld nicht dazu! Die Jarmila muß verrückt geworden sein!“

„Ja,“ meinte Bero, „das ist nun wieder eine andere Sache. Du kennst unser Dorf nicht gut. Du bist schon zu lange in der Stadt. Wäre das der Fall, dann würdest du, daß man da so allerhand munkelt mit dem Verriekstein. Jarmilas Großmutter starb im Frennhaus. Jarmilas Vater ist ein Trinker. Und Jarmila selber? Ja, was soll man da sagen! Du hättest dich eben eher, vorher erkundigen müssen. Hättest du mich gefragt!“

„Ja, hätte ich nur! Ich verstehe bloß nicht,“ schrie Janko, „wie sie auf mein Geld kommt! Und sie ist doch selber reich!“

„So? Meinst du? Im Dorf spricht man ganz anders. Da spricht man von Schulden, die der Alte hat. Und die wirst du ja nun wohl bezahlen müssen.“

„Aber, mein Gott, was soll ich bloß machen? Sie liebt mich. Sie ist ein hübsches Mädchen...“

„Das stimmt: Jarmila ist ein hübsches Mädchen, man kann nicht das Gegenteil sagen, man müßte sonst lügen. Aber hübsche Mädchen — und Liebe und gar Treue?“

„Hör auf, Bero! Ich will das nicht wissen!“

„Ja, es ist schlimm. Aber vielleicht regelt sich noch alles von selber! Man könnte auch ein wenig nachhelfen. Man müßte dafür sorgen, daß die Verlobung auseinandergeht! Wenn du mich machen läßt, dann will ich für dich etwas versuchen.“

Janko war einverstanden. Und während Bero zurückfuhr ins Dorf, kam der dicke Stojan zu Janko, um mit ihm über den Verkauf seines Imperial-Hotels zu sprechen. Er habe es eilig, sagte er, den er müsse in der Stadt ein anderes Haus übernehmen und verkaufe daher weit

unter Preis, und Janko solle nur schnell zugreifen, ehe es vielleicht zu spät sei.

Janko konnte sich des Hotelwirts kaum erwehren. Der rebete wie ein Pope, pries die Vorzüge seines Hauses in allen Tonarten und wollte es nicht glauben, daß Janko gar nicht an den Kauf des Hotels dachte und auch gar nicht das Geld dazu hatte. Verleitet verließ ihn der dicke Stojan. In seiner Wut vergaß der Hotelwirt, die „sichere Quelle“ zu nennen, aus der er erfahren hatte, Janko denke an den Kauf des Imperial-Hotels.

Janko war froh, als Stojan gegangen war. Und nun bedte er und hoffte auf den Erlösa, den Bero für ihn im Dorf haben mußte. Er malte sich die ganze Sache in den düstersten Farben aus. Er fürchtete sich vor dem Zorn Jarmilas und vor dem Zorn ihrer Eltern, wenn die Verlobung auseinanderging.

Am Montag danach, am Abend, sprach Bero mit Jarmila. „Ich war gestern in der Stadt,“ sagte er, „ich habe da den Janko getroffen...“

„Ja,“ jubelte Jarmila. „Hast du ihn gesehen? Und was hat er dir gesagt? Hat er an mich gedacht? Sollst du mich grüßen von ihm?“

Bero sah vor sich hin: „Wenn ich dir die Wahrheit sagen soll: wir haben zwar von dir gesprochen, aber von Grüßen für dich war nicht die Rede. Wir haben in erster Linie vom Geld gesprochen und vom Imperial-Hotel.“

„Vom Geld? Vom Imperial-Hotel?“

„Ja. Wunderst du dich darüber? Er will doch das Hotel kaufen. Er will sich das Geld leihen. Er hat ja jetzt Kredit als dein Verlobter. Und wenn du mit ihm verheiratet bist, dann sollst du seine Schulden bezahlen. Daß er dich nur deines Geldes wegen heiratet, das weiß schon das ganze Dorf.“

„Du läst! Hui! Und du bist sein Freund! Er liebt mich. Er hat mich sofort geliebt, als er mich nur sah!“

Bero lächelte: „Du hättest ihn in der Stadt sehen müssen! Ich konnte es nicht lange bei ihm aushalten. Seine Freundin fiel mir auf die Kerven.“

„Seine Freundin?“

„Ja, ein Dämchen aus der Stadt mit Stöckelschühchen, lackierten Fingernägeln, rotgemachten Lippen und so, du weißt schon! Er gab sein letztes Geld aus für diese Dame. Und er war reichlich betrunken, als ich ihn verließ. Ja, mit unferer Freundschaft wird's wohl aus sein!“

In diesem Augenblick bekam Bero von der schönen Jarmila eine wohlgezielte Ohrfeige, die ihn fast von der Bank warf, auf der er mit dem Mädchen vor dem Hause ihrer Eltern saß. Leute, die vorbeigingen, sahen es, und sie sagten sich, nun, aus den beiden könne schließlich auch ein Paar werden, diese Zärtlichkeit, und der Janko sei weit in der großen Stadt, der tue ja doch, was er wolle.

Einen Tag später fuhr Jarmila in die Stadt. Sie hörte, daß das Imperial-Hotel verkauft werden sollte, und daß der dicke Stojan bereits mit dem Janko verhandelt hatte. Sie erwachte ihren Verlobten auf der Straße.

Als sie sah, daß er bei ihrem Anblick zusammenschraf und verkört und hastig der anderen Straßenseite zustrebte, da erkannte sie ganz klar, daß der Bero die Wahrheit gesagt hatte.

Jarmila war nicht nur ein hübsches, sondern auch ein schlagerfertiges Mädchen. Sie ließ dem Janko nach, hielt

Schlafen wie ein Murmeltier

Auch die Bäume halten Winterschlaf. — Aus den Geheimnissen der Natur.

Das man das Alter eines Baumes an seinen Jahresringen erkennen kann, weiß wohl jedes Kind. Dagegen dürfte es nicht allgemein bekannt sein, daß zum Beispiel auch die Fische — Jahresringe haben! Und zwar ist es so, daß eigentlich jeder Fischschuppe sowie auch die Schuppen deutlich erkennbare Wachstumsstreifen zeigen, von denen man das Alter des betreffenden Tieres wie von einer „Geburtsurkunde“ ablesen kann. So sogar die winzigen sogenannten Gehörsteine, die sich in den Gehörorganen der Fische befinden und wohl in erster Linie dazu dienen, den Tieren das zur Fortbewegung nötige Gleichgewichtsgefühl zu vermitteln, zeigen, wenn man sie durchschneidet, unter dem Mikroskop eine Ringstruktur, daß man geradezu meinen könnte, den Querschnitt eines Miniaturbaumstammes vor sich zu haben.

Diese merkwürdigen Jahresringe sind nun aber nicht nur ein Merkmal für das Lebensalter, sondern bilden zugleich den Hinweis auf eine typische Lebenserscheinung in unseren gemäßigten Zonen: auf den Winterschlaf. Denn die Jahresringe kommen sowohl bei den Fischen als auch bei den Bäumen einfach dadurch zustande, daß sich die jeweilige Wachstumsperiode in der warmen Jahreszeit deutlich von der Ruheperiode während des Winters abhebt. Irrendwie müssen sich alle Lebewesen — und wir wollen hier unsere Bäume durchaus einbezählen! — an die großen Temperaturschwankungen des Sommer-Winter-Rhythmus anpassen. Und gerade die Anpassung an die lebensfeindliche Winterfalte mit all ihren Begleitumständen gehört wohl zu den großartigsten und geheimnisvollsten Wundern, die uns die Natur offenbart. — Nebenbei bemerkt: Daß zum Beispiel die Bäume der Tropen keine Jahresringe aufweisen, das heißt also, daß das Fehlen von lebensfeindlicher Kälte hier eine Wachstumsunterbrechung nicht nötig macht, diese Tatsache zeigt deutlich, vor welcher besonderen Aufgabe die Lebewesen der Sommer-Winter-Zonen in ihrem „Kampf ums Dasein“ stehen.

Wenn wir nun oben bereits von „Winterschlaf“ gesprochen haben, so haben wir damit zunächst ganz allgemein die winterliche Ruheperiode gemeint. Bei einer engeren Begrenzung des Begriffes „Winterschlaf“ aber können wir wieder die Winterruhe der Bäume noch auch die der Fische als „Schlaf“ im eigentlichen Sinne dieses Wortes bezeichnen. Gerade der Vergleich zwischen den Bäumen und den Fischen zeigt nämlich, welche Ähnlichkeit vielfach zwischen pflanzlichen und tierischen Vorgängen besteht. — Nur bei den höher entwickelten Tieren, und zwar bei einigen wenigen Warmblütern, kommt es im Winter tatsächlich zu jenem merkwürdigen Dauer Schlaf, der weiter unten noch ausführlicher zu besprechen sein wird.

Man bezeichnet deshalb den Ruhezustand während der Winterzeit sowohl bei den Kaltblütern als auch bei einer großen Anzahl von Insekten besser als „Winterruhe“. Wenn auch die Abhängigkeitsmöglichkeiten, welche die Winterstarre bei Lebewesen bietet, die „von Natur aus“ in der Lage sind, die Temperatur ihres Blutes derjenigen ihrer Umwelt anzupassen, nicht unbegrenzt sind, so ist es doch erstaunlich, wie niedrige Außentemperaturen zum Beispiel manche Insekten in ihrem winterlichen Erhaltungszustand auszuhalten vermögen. So macht es beispielsweise dem Zitronenfalter nichts aus, sich draußen im Freien an nicht übermäßig geschützter Stelle irgendwo anzuklammern und, einem welfen Blatt gleich, den winterlichen Kältegraben zu trogen. Und bei einer bestimmten Mückenart hat man festgestellt, daß sie in ihrem Erhaltungszustand Umgebungstemperaturen von minus 40 Grad auszuhalten kann! Welche besonderen Vorgänge innerhalb ihres feingliedrigen Organismus es diesen Tieren ermöglichen, trotz beachtlicher „Unterfühlung“ ihre Körperhitze nicht zum Gefrieren kommen und also ihr winziges Lebensfunkeln nicht erlöschen zu lassen, das ist ein noch nicht restlos aufgeklärtes Geheimnis.

Nun aber der Winterschlaf im engeren Sinne dieses Wortes. Die Redensart „Er schläft wie ein Murmeltier“, weist darauf hin, daß jene Bergmäuse (deren Name übrigens nichts mit „murmeln“ zu tun hat, sondern aus dem lateinischen „mures montis“ = Bergmäuse gebildet worden ist) zu den „echten“ Winterschläfern gehört. Keine echten Winterschläfer sind dagegen Wä, Dachsch und Eichhörnchen, deren „zurückgezogene Lebensweise“ während des Winters man früher vielfach auch für Winterschlaf gehalten hat. Lediglich der Fasel sowie Fledermäuse, Biemel, Hamster und die vier sogenannten Wächarien mit den bezeichnenden Namen: Siebenschläfer, Baumschläfer, Gartenschläfer und Haselmaus gehören außer den Murmeltieren zur Sippe der warmblütigen Winterschläfer.

Der Winterschlaf der Warmblüter ist deshalb ein so besonders interessantes Problem, weil diese ja, genau wie der Mensch, um leben zu können, auf eine ganz bestimmte Körperwärme angewiesen sind, eine Körperwärme, die als im Winter normalerweise einen ständigen Verteidigungskrieg gegen die von außen andringende Kälte zu führen hätte.

Der Winterschlaf der Warmblüter muß daher, soll er sie vor dem Erfrieren bewahren, auf diesen Umstand Rücksicht nehmen. — Der Hamster freilich sorgt beläufig in sprichwörtlicher Weise dafür, daß er in seiner gutgeheizten Winterhöhle stets genug Nahrungsvorräte hat, deren Aufnahme seinem Körper immer wieder die nötige Wärme zuführt, die er im „Kampf“ gegen die Außenwelt braucht. Etwa alle fünf Tage wacht der Hamster auf, frißt sich satt und warm und schläft dann wieder ein. Der Fasel dagegen versinkt nachweislich den ganzen Winter, ohne zwischen durch auch nur ein einzigesmal aufzuwachen oder gar Nahrung zu sich zu nehmen. Seine Körperwärme sinkt — und das ist das Wunderbare an der Winterschlaf-Anpassung! — bei Eintritt des Winterschlafes von etwa 35 Grad bis auf annähernd 0 Grad herab. Kommt dann aber der Augenblick, wo es in seiner Umgebung noch kälter zu werden beginnt, geschieht etwas sehr Merkwürdiges: seine Körperwärme nimmt plötzlich zu! Genährt vor allem durch das im Körper angespeicherte Fett, steigt sie ziemlich schnell bis annähernd zur Normalhöhe an. Dann sinkt sie langsam wieder ab. Und dieser eigenartige Vorgang, der gewissermaßen „automatisch“ vonstatten geht, d. h. also, ohne daß der Fasel aufwacht und irgendwie „bewußt“ in Aktion tritt, wiederholt sich in bestimmten Abständen die ganze Winterschlafzeit hindurch. Er bewirkt also auf wunderbare Weise, daß der Fasel nicht erfriert.

ihn am Kopf fest und hielt ihm die Handtasche ein paarmal um die Ohren und ins Gesicht.

Die Leute standen dabei und lachten. Janto lachte nicht. Er dachte an die Großmutter Farmila, die im Irrenhaus starb, an ihren Vater, der tagelang dalag und tobte. Und er war seinem lieben Freund Pero dankbar dafür, daß er ihn rechtzeitig gewarnt und vorm Unglück bewahrt hatte.

Farmila fuhr weinend und wütend in ihr Dorf, ging zu Pero und sprach lange mit ihm. Am Sonntag danach verlobten sich die beiden. Und die Leute sagten, so sei es richtig, und sie hätten das ja zuvor gewußt, so ein windiger Hund aus der Stadt sei nichts für ein Mädchen aus ihrem Dorf, und der Pero sei ein ordentlicher Mensch.

Sie hatten sich gern. Der Pero kaufte in der Stadt vom besten Stojan, weit unter Preis, das Imperial-Hotel. Vom Geld Farmilas, versteht sich. Sie hatten ein Auto, das die Gäste vom Bahnhof holte.

Ueber Janto aber sprach man nicht gut im Dorf und in der Stadt. Und es blieb ihm nichts anderes übrig, als nach einer anderen Stadt zu gehen, wo er Zeit hatte, sich über die Schlechtigkeit der Menschen zu wundern, besonders aber über die Schlechtigkeit der guten Freunde.

Auch bei den anderen Winterschläfern wiederholt sich der Winterschlaf ähnlich ab. Hier erhebt demnach das eigene Fett gewissermaßen den Hamstervorrat wärmeliefernde Nahrung (womit freilich das Winterschlafstadium durchaus nicht geklärt ist). Die Folge des winterlichen Fettverbrauchs ist dann natürlich, daß der Fasel nach Beendigung seines Winterschlafes beträchtlich abgenommen hat! Diese Gewichtsabnahme beträgt bei manchen Winterschläfern häufig mehr als ein Drittel ihres gesamten Körpergewichtes. Den Abmagerungsreflex stellen in dieser Beziehung unsere Fledermäuse dar, die bekanntlich spaltenweise auf Dachböden, in alten Gemäuern und hohen Wäumen überwintern. Mit den Köpfen nach unten hängend und ihre Flughäute wie einen Wintermantel um sich schlagend, bieten diese Winterschläfer einen besonders merkwürdigen Anblick dann, wenn ihr zartes Fell mit einer dicken Eiskruste überzogen ist. Trotzdem leben sie! Und wenn der Frühling kommt, beginnt der aktive Kampf ums Dasein von neuem.

Hans Knothe.

Tabak als Modeparfüm

Das Parfüm schmeckt köstlich.

Keine Angst! Unerfahrene Damen werden nach der Benutzung des neuen, von der deutschen Tabakforschung gestellten Tabakparfüms nicht etwa so ähnlich riechen wie die Stummel in Waters' Aschenbecher. Die Tabakpflanze hat ja nicht nur Blätter, aus denen das aromatische Kraut gewonnen wird, sondern auch Blüten. Und diese Blüten haben einen wunderbaren Duft, der an Spazinthen oder Nelken erinnert. Die Reichsanstalt für Tabakforschung in Forchheim hat mit gutem Erfolg die Ausnutzung der Tabakblüten zur Gewinnung von Parfümessenzen durchgeführt. Jedenfalls besteht nun die Möglichkeit, ein neues, angenehmes Parfüm aus Tabakblüten in großen Mengen industriell herzustellen.

Der deutsche Tabakbau wird dazu freilich nur wenig Stoff liefern, denn bei der Produktion von Zigarren- und Pfeifentabak, die in Deutschland hauptsächlich geerntet wird, werden die Knospen von den Pflanzen entfernt. Der Zigaretten- und Pfeifentabak aber wird von Pflanzen gewonnen, die man Blüten und Früchte treiben läßt. In Bulgarien, Rumänien und Italien werden bereits auf Grund der Forchheimer Erfahrungen die Blüten des Zigaretten- und Pfeifentabaks ausgenutzt, vor allem aber auch der Tabakpflanzen. Der Tabak ist nämlich gerade jetzt dabei, eine wichtige Dehnung zu werden. Auch das ist ein Erfolg der Reichsanstalt für Tabakforschung. Ihr Direktor, Professor Dr. Koenig, macht darüber Angaben, die recht hoffnungsvoll klingen. Von einem Sektar Tabakpflanzen hat er zwanzig Zentner Samen geerntet, aus denen 33 Liter Öl gewonnen wurden. Das Tabaköl hat auch nicht den leisen Fiedelgeschmack, der an Tabak erinnert, sondern schmeckt wie das reinste, köstlichste Speisöl. Der Tabakpflanzen enthält nämlich nicht die kleinste Spur des giftigen Nikotins oder des Tabakampfers Nikotianin. Die Nikotinbildung beginnt in der jungen Tabakpflanze erst mit der Entwicklung des dritten oder vierten Blättchens. Bei der Ausnutzung des Tabakammons zur Gewinnung von Speisöl wird auch unserer Landwirtschaft ein wertvolles Krautfutter verschafft. Die Rückstände bei der Desodorierung liefern Dackuchen, die viel Eiweiß und Stickstoff enthalten.

Auch das muß man wissen...

Schon im grauen Altertum kannte man die zahnrästliche Kunst. So gar künstliche Gebisse wurden bei Ausgrabungen gefunden, und nach Ueberlieferung antiker Schriftsteller wurden falsche Zähne aus Bein, Horn oder Feigenbaumholz gefertigt; mitunter wurden auch fremde menschliche Zähne den Patienten eingepreßt.

Das schnellste Säugetier ist der Gepard; er läuft nachweislich in der Stunde bis zu 140 Kilometer, so daß er in Indien bei Jagden auf Antilopen verwendet wird, da diese „nur“ 100 Kilometer im Höchstfall erreichen. Löwen sollen etwa 120 Kilometer stündlich „schaffen“, während unser Hase es lediglich auf 80 Kilometer bringt.

Kürzlich starb der älteste Einwohner der Türkei in Safranbolu. Er erreichte das biblische Alter von 136 Jahren. Der rüstige Bauer arbeitete bis zum letzten Tag noch auf dem Feld mit.

Die Türkei richtet sich in ihren sozialen Einrichtungen immer mehr nach europäischen Vorbildern aus. So wurde dieser Tage in Istanbul ein weiteres Säuglingsheim eröffnet; das Gebäude diente früher dem Sadika Aga Hmail — als Harem.

Eine eigenartige Naturheilermethode wenden die Indianer des Amazonasgebietes an. Sie behandeln Rheumatismus mit Elektrizität, wozu ihnen die Zitterraale dienen, die eine Spannung von 300 bis 800 Volt aufweisen. Allerdings ist diese „Kure“ nicht ungefährlich, da die elektrischen Schläge des Fisches bisweilen einen Menschen töten können.

Die Weibchen der lebendgebärenden mexikanischen Schwertträgerfische verwandeln sich oft, wenn sie einige Male Junge geworfen haben, in zeugungsunfähige Männchen.

Eine neue Zwergaffenart wurde in den Urwäldern des unteren Amazonas (Brasilien) entdeckt. Die kleinsten Affen der Welt erreichen mit ihren 15 Zentimeter „Größe“ ein Höchstgewicht von 270 Gramm.

Südafrika sieht mit seinen ausgedehnten Goldminen sich an erster Stelle der Welt. Wollte man die Schächte aneinanderreihen, so würden sie quer durch die Erde reichen und auf der anderen Erdhälfte ihr Ende finden.

Expansionsfähige Handtücher. Die Unternehmer in U.S.A. die Handtücher an Betriebe und Büros verkaufen, haben jetzt eine Preissteigerung beschlossen und gleichzeitig an die Herren Chefs die dringende Mahnung gerichtet, sich etwas mehr um die Waschräume ihres weiblichen Personals zu kümmern. Den Wäschern ist es im buchhalterischen Sinne des Wortes „zu bunt geworden“ mit den Handtüchern, die ihnen zur Reinigung abgeliefert werden. Das weiße Linnen sieht nach kurzem Gebrauch durch die weiblichen Angestellten wie ein expansionsfähiges Gemälde aus der Zeit der entarteten Kunst aus. Streifen und Flecke in allen Spielarten von Rot, Orange und Violet bedecken die Handtücher und sind sehr schwierig zu entfernen. Kein Wunder, da es sich ja um „kucheste“ Lippenstifte und Schminke handelt, die die Bürodamen beim Waschen von ihren Lippen und Wangen auf das Handtuch übertragen haben. Nun wird voraussichtlich in den amerikanischen Büros ein Ushang erscheinen: „Zum Abschminken haben die Damen ihr eigenes Handtuch mitzubringen!“

Seite aus Frauenhaar. In der norwegischen Gemeinde Hammerfjord gibt es eine hübsche Geschichte über die Entstehung der dortigen Glockenseile in der Kirche. Eine größere Kapelle der Stadt war seit langem nicht benutzt worden, da die nötige Erneuerung zu viel kostete. Vergeblich reichte die Bevölkerung Bitten um die Wiederaufnahme des Gottesdienstes in diesem Kirchlein ein. Da schnitten sich über hundert Frauen insgesamt das Haar ab und ließen daraus Seile herstellen, an denen über Nacht die beiden in einem Schuppen ruhenden Glocken des Kirchleins befestigt und im Turm emporgehört wurden. Am Sonntagmorgen erkante plötzlich Glockengeläute aus der verlassenen Kirche, und dieses Opfer bestimmte die Behörden denn schließlich, das Gotteshaus wiederherstellen zu lassen.

Schiffenrosch als Wächhund. In Mexiko hat man ein neues „Haus-tier“ entdeckt — den Schiffenrosch. Dieses Tier, das in Millionen von Farmen gehalten wird, um dann seine Schenkel der Küche zur Verfügung zu stellen, verfügt über eine ungeheure Stimme, der es ja auch seinen Namen verdankt. Es

soll sich nun herausgestellt haben, daß sich Schiffenrosche leicht zähmen lassen. Man hält die etwa 20 Zentimeter großen Tiere nun im Hause, legt sie über Nacht in den Korridor, und sei verschreckt, daß sie jeden Eindringling mit ihrem lauten Stimmmaterial anzeigen werden — schreibt eine mexikanische Zeitung.

Die Handschrift der Mutter. Ein japanischer Frauenarzt und Graphologe behauptet, daß es möglich sei, aus der Handschrift der werdenden Mutter Rückschlüsse auf das Geschlecht des zukünftigen Kindes schon ungefähr drei Monate vor der Geburt zu ziehen. Wie ein Managin behauptet, sollen die Kurven der Schrift sich bei der Mutter um diese Zeit verschärfen, wenn sie einen Sohn erwartet, während sie weicher werden, falls ein Mädchen in Aussicht steht.

Ein Kehltopfreflex. Unter den zahllosen überflüssigen Vereinen Amerikas besitzt die Stadt New Orleans auch einen Rednerinnenklub, der ausschließlich aus Privatpersonen — nicht etwa aus Vereinerbinnen — besteht. Nachdem die ertragreichen Damen kürzlich gesehen hatten, daß jemand eine Rede von zehn Stunden gehalten hatte, ließ sie der Gedanke, diesen Reflux zu übertrumpfen, kaum mehr schlafen. So kamen sie denn überein, ein Wettreden zu veranstalten, das sich über mehrere Tage erstrecken sollte. In der endgültigen Ausschreibung waren nur noch zwei Bewerberinnen übrig. Davon gab die erste nach 14 1/2 Stunden auf; die zweite brachte es am nächsten Tage auf 15 Stunden und 10 Minuten. Sie wurde feierlich zur „Rednerkönigin“ von New Orleans erklärt und erhielt eine gerahmte Urkunde ausgestellt. Allerdings konnte die Siegerin vor lauter Heiserkeit drei Tage lang kein Wort mehr sprechen.

Schmetterlinge im Angriff. Eine nicht alltägliche Betriebsführung hatte ein japanisches Schiff, das von Australien nach Tokio unterwegs war. In der Timorsee wurde es von Behntausenden von Schmetterlingen regelrecht überfallen, die sich auf der Kommandobrücke ebenso wie auf den Zugängen des Schiffsinners sowie an allen anderen nur möglichen Stellen des Dampfers festsetzten. Eine ganze Stunde lang war das Fahrzeug vollständig navigationsunfähig. Erst den vereinten Kräften der Besatzung und der Passagiere gelang es, die Tiere totzuschlagen und von Bord zu entfernen. Eine Erklärung für diese Erscheinung konnte bis jetzt noch nicht gefunden werden. Man nimmt an, daß Witterungseinstöße dabei mitgespielt haben.

100 Worte Patagonisch. Die primitivste Sprache der Welt besitzt offenbar ein Eingeborenenstamm in Patagonien. Diese Sprache besitzt nämlich nicht mehr als hundert Wörter. Trotzdem kann der Besizer kaum eine Verständigungsmöglichkeit mit diesen Eingeborenen erreichen. Die arme Vörsprache wird nämlich ergänzt durch eine Gebärdensprache, in deren Einzelheiten der Fremde nicht eindringen kann.

Ein Beifallsstürmer. Bei der Aufführung des Stückes „Der Prozeß der Mary Dugan“ in einem römischen Theater erhob sich im Zuscherraum ein Mann und übte vom juristischen Standpunkt aus Kritik an dem vom Vorsitzenden des Gerichts angewandten Verhandlungsmethode. Der Gerichtsvorsitzende auf der Bühne verbat sich energig jede Unterbrechung, aber bald darauf machte der Kritiker wieder abendende Juriste. Schließlich drängte sich ein Volkstisch durch die Zuschreihen und führte den Zwischenrufer ab. Das Publikum ließ die Beifallsstürmer, denn es hielt natürlich das ganze Zwischenstück für einen Bestandteil der Bühnendichtung. Das aber war ein Irrtum. Der abgeführte Zwischenrufer war tatsächlich ein Besucher mit bezahlter Eintrittskarte, ein Rechtsanwaltschaft, dessen juristisches Gewissen sich gegen die Prozeßführung empörte, die der Bühnendichter einem Gerichtsvorsitzenden zugemutet hatte.

Von den Merkwürdigkeiten Braß. Die alten Häuser und Gassen der Prager Innenstadt sind voller Eigenarten und baulicher Ueberrassungen. So gibt es auf der Kleinfeste in der Spohnergasse das Haus Nr. 235, „Zum Löwen“, das überhaupt keinen Eingang hat. Wer dieses Haus betreten will, muß es durch das Nachbarhaus Nr. 236, „Zum Krebs“, tun. Aus dem Flur des Nachbarhauses führt ein Eingang und Ausgang in das Haus ohne Hausstür. Das Haus Nr. 235, „Zum Löwen“, dürfte, nach der angebrachten Jahreszahl, 1727 erbaut worden sein. Zu den Besitzern des Hauses Nr. 236, „Zum Krebs“, gehörte auch der bekannte Maler des Frühbarock, Peter Brandl.

10 000 Dollar — für schalldichte Wohnung. Manchmal kommen die Amerikaner auch auf nützliche Ideen. So schrieben sie vor kurzem einen Wettbewerb aus, durch den die Architekten aufgefordert wurden, eine möglichst schalldichte Wohnung zu konstruieren — eine verblüffende Forderung bei dem unerhörten Lärm der Weltstadt New York. 10 000 Dollar betrug der erste Preis, den sich vor etwa 650 Wettbewerbern ausgerechnet — ein Deutscher holte; er ist allerdings bereits vor 15 Jahren in die U.S.A. eingewandert.

Nis die Grippe nach Europa kam. Angeblich soll eine im Jahre 412 vor Christus auftretende Grippe bereits mit der Influenza über, wie wir heute sagen, Grippe, identisch gewesen sein. Einen bedeutenden epidemischen Charakter zeigte diese Krankheit in Deutschland nachweisbar das erste Mal im Herbst 1781, wo sie aus China und Indien über Sibirien und Rußland eingeschleppt wurde. Der Königsberger Universitätsprofessor Dr. F. D. Wegger bezeichnete die „Starrhal-Epidemie“ damals als ein „bedeutungsvolles Phänomen, welches sich von Petersburg her bis an die äußersten Grenzen Europas erstreckt und benaube keinen Erdstrich auf dieser erlaunend großen Landstrecke verschont hat“. Wenig bekannt ist aber, daß der Königsberger Philosoph Immanuel Kant sich Verdienste um die Ermittlung des Ursprungs der Influenza erworben hat. Er veröffentlicht in demselben Jahre in den „Königsbergischen gelehrten und politischen Zeitungen“ eine „Nachricht an Ärzte“, in der er der Ansicht Ausdruck gab, daß „schädliche Insekten“, durch den ostasiatischen Handel nach Europa verschleppt, die Krankheit erzeugen könnten. Seine Nachforschungen gelang denn auch die Feststellung, daß die Influenza an der sibirischen Grenze bei Kischta in Sibirien ihren Anfang genommen, nachdem sie vorher in China und den englischen Kolonien gebrüht hatte.

Schreibmaschine als Stammeisfisch. Ein seltsames Wiedersehen mit seiner Schreibmaschine, die ihm bei einer Expedition am Kongo gestohlen worden war, erlebte ein Forscher, der sich neuerdings ins Stromgebiet des Arunimi begeben hatte. Dort suchte er einen bisher noch unbekanntes Negervolk und machte sich durch einen eingeborenen Dolmetscher dem Stammehauptling, der gleichzeitig ethnologisches Material gesammelt hatte, dat er den Händling — es war gerade Trockenzeit — ihm doch einmal vorzuführen, wie er Regen „macht“. Nachdem ihn der wetterkundige Schwärze einige Tage vertrießt hatte, zeigte er sich endlich dazu bereit, brief eine Versammlung ein und — brachte eine Schreibmaschine aus Tageslicht, die ihm als Fetisch bei der Zeremonie diente. Auf Grund der eingestanzten Fabriknummer erkannte der Forscher diese als seine eigene.

Verdunkelung Anno 1812. Die ständige Belanntmachung der Verdunkelungszeiten in den Tageszeitungen ermahnt uns immer wieder, durch Verdunkelung den feindlichen Fliegern das Auffinden von Zielen zu erschweren. Der Mehrzahl unserer Volksgenossen wird aber unbekannt sein, daß auch unsere Vorfahren schon im Jahre 1812 eine Verdunkelung anwandten, um den Soldaten Napoleons das Auffinden der Ortschaften zu erschweren. So wird zum Beispiel in der Chronik von Kleinbodungen (Sannover) berichtet: „Alle Einwohner von Kleinbodungen wissen von ihren Vorfahren, daß 1812 französische Truppen wiederholt durch unser Dorf gekommen sind. Um nicht sogleich die Aufmerksamkeit einrückender Soldaten zu erwecken, wurde abends das Licht in die Öfenröhre gesteckt.“

Japan will Kaffee anbauen. In den Versuchsgärten des japanischen Rohstoffministeriums in der Nähe von Tokio wurde kürzlich ein halbes Hektar Kaffeebohnen geerntet. Diesem an sich geringfügigen Ertrag kommt doch eine große grundsätzliche Bedeutung zu. Es ist nämlich der erste Kaffee, der überhaupt in Japan geerntet werden konnte. Sachverständige hatten von Brasilien importierte Kaffeepflanzen gesetzt und sind sehr zufrieden mit dem Ergebnis dieses ersten Versuches. Sie halten es danach nicht für ausgeschlossen, daß Japan in einer späteren Zukunft seinen ganzen Kaffeebedarf im eigenen Lande anbauen kann.

PAWIK auf der Perpetua

Roman um eine Seefahrt von Axel Rudolph

5)
„Echte, sachte, mein Jung! Verheiratet sind wir noch nicht!“
„Ne. Mädest wohl lieber den Dritten heiraten? Keine Dame werden, was? Frau Kapitän?“
„Jungen, ich verbitte mir...“

Wehr hat Kapitän Lohmann nicht gehört, aber es genügt vollst, um ihm den Kopf warm zu machen. Der Matrose Jürgen Voh hat Freiwache und kann also im Augenblick tun, was er will. Ob die Stewardess Käthe Meurer auch Freizeiter hat, weiß Kapitän Lohmann im Augenblick nicht. Das geht den Obersteward an. Bis jetzt sind jedenfalls keine Klagen über das Mädchen gekommen. Sie verrichtet ihren Dienst zur Zufriedenheit.

Aber diese Geschichte zwischen dem Dritten Offizier und der Stewardess muß ein Ende haben! Kapitän Lohmann tritt zu Jeph Jahland, der seine Wache übernommen hat, und winkt ihn beiseite.

„Vanz ist wohl noch im Kartenzimmer? Schön. Ich lasse ihn bitten, für eine Viertelstunde noch die Wache zu gehen. Sie, Jahland, kommen bitte zu einer dringenden Besprechung in meine Kabine. Desgleichen Herr von Rendorp und Herr Lorenzen. Benachrichtigen Sie die Herren.“

Fünf Minuten später sind die Herren in der Kapitänskabine versammelt. Kapitän Lohmann erwidert formell den Gruß und bittet, Platz zu nehmen.

„Ich habe Ihnen folgendes mitzuteilen, meine Herren: Unsere Linie legt den größten Wert darauf, daß wir auf dieser ersten Reise der „Perpetua“ eine hervorragende Geschwindigkeit erzielen. Bisher haben wir recht gute Fahrt gemacht, aber die Reederei erwartet mehr. Ich bin davon überzeugt, daß die „Perpetua“ in der Tat die Hoffnungen erfüllen kann, die seitens der Reederei auf sie gesetzt werden. Voraussetzung dafür ist natürlich, daß kein Maschinen Schaden eintritt und daß wir nicht durch unvorhergesehene Zwischenfälle Zeitverlust erleiden. Ich mache es Ihnen daher zur Pflicht, nach Möglichkeit alles zu vermeiden, was auf dieser Reise zu einem noch so geringen Zeitverlust führen könnte. Soweit die Wetterlage es erlaubt, wird auf hoher See mit Vollampf gefahren. Bei der Westeinfahrt bitte ich ganz besondere Sorgfalt walten zu lassen, damit wir unseren Kurs möglichst scharf einhalten. Jeder Strich, den wir abweichen, bedeutet einen Zeitverlust.“

Kapitän Lohmann macht eine Pause und hebt dann ruckartig den Kopf. „Selbstverständlich bleibt die Sicherheit des Schiffes für uns oberstes Gesetz. Sie darf auch durch die Wünsche der Reederei nicht beeinträchtigt werden. Bei einfügiger unangünstiger Witterung behalte ich mir die Entscheidung vor, ob wir die Fahrt herabsetzen oder nicht. Ebenso wünsche ich sofortige Meldung, falls sich eine Überbelastung der Maschinen ergeben sollte. Im übrigen aber: Vollampf und Kurs halten! Bin ich verstanden, meine Herren?“

„Ja wohl, Herr Kapitän.“
„Gut. Dann noch etwas anderes. Meine Herren, ich brauche Ihnen keinen Vortrag darüber zu halten, wie sich ein Seemann zu benehmen hat. Aber erlauben Sie mir als meine persönliche Meinung zu sagen: Kameradschaft ist und bleibt der Grundpfeiler der christlichen Seefahrt. Gutes und redliches Verhalten den Kameraden gegenüber ist die Pflicht jedes Seemannes, ob er nun vor dem Mast fährt oder auf der Brücke steht. Nicht nur im Dienst, meine Herren, sondern auch in privaten Dingen. Was halten Sie von einem Offizier, der der ihm anvertrauten Mannschaft, seinen Kameraden, um eigenen Vorteils willen Schaden zufügt?“

Kapitän Lohmann bricht einen Augenblick ab und lauscht verwundert dem schweren Atemzug, der sich aus Jeph Jahlands Kehle gepreßt hat. Dann fährt er mit einem leichten Lächeln fort: „Sie brauchen mir nichts zu sagen, lieber Jahland. Ich lese die Antwort auf Ihrem Gesicht. Sie sind ja förmlich blaß geworden schon bei dem bloßen Gedanken! Nun, genau so würde ich über einen Offizier denken, der einem seiner Kameraden seine... sagen wir mal, seine Braut wegnimmt! Ich setze keine unlauteeren Beweggründe voraus. Aber ich kann nicht umhin, es als unkameradschaftlich zu bezeichnen, wenn jemand durch seine gehobene Stellung, durch die Hoffnung auf bessere Zukunftsaussichten und dergleichen ein Mädchen zu sich herüberzieht, auf das ein Kamerad ältere Rechte hat.“

Scharf ruhen die Augen Kapitän Lohmanns auf den Gesichtern der drei Offiziere. Ein stilles Wundern ist dabei in ihm. Rendorp macht wieder einmal eine so ironisch verblüffte Miene, daß Kapitän Lohmann einen Augenblick fast ins Wanken gerät. Um Himmels willen, dieser Rendorp bildet sich doch wohl nicht gar ein, hier solle auf seinen Fikst mit Frau Renate angespielt werden! Man könnte wahrhaftig seinen Gesichtsausdruck so deuten, und — verdammt auch! — wenn er etwa von Lorenzen und der Stewardess nichts weiß, könnte er wirklich vermuten, es gälte ihm!

Lorenzen, dieser Windhund, ist ein wenig rot geworden bei den Worten seines Kapitäns; Jeph Jahland aber, den die Sache doch wirklich nichts angeht, sieht förmlich erschüttert aus. Jemand etwas wühlt und kämpft in seinem suchenden Gesicht, das Kapitän Lohmann nicht enträteln kann. Er grübelt noch über diesen sonderbaren Ausdruck Jahlands nach, als der Dritte Offizier sich räuspert und in seinem Stuhl eine dienstliche Haltung annimmt.

„Verzeihung, Herr Kapitän. Haben Herr Kapitän einen... einen bestimmten Fall im Auge?“

„Nein“, sagt Kapitän Lohmann langsam. „Einen bestimmten Fall nehme ich nicht an. Ich hoffe und wünsche auch nicht, daß sich ein derartiger Fall auf meinem Schiff ereignet. Danke, meine Herren. Sonst wäre im Augenblick nichts.“

Stuhlstricken. Kurze Verbeugung. Die drei Offiziere sind bereits an der Tür, als Kapitän Lohmanns Stimme noch einmal laut wird: „Was ich noch verrichten habe,

meine Herren: Ich halte es für notwendig, eine Neueinteilung der Wachen vorzunehmen. Herr Lorenzen wird von morgen an seine Wachen mit Herrn Vanz tauschen.“
Stumm salutieren die Offiziere. Lorenzen ist plötzlich blutrot geworden.

„Und morgen trag ich Rosen oder Wunden.“ Der Eins-C pfeift zwischen den Zähnen halblaut die Hidalgo-Ballade, bricht plötzlich ab und schlendert die Brücke entlang zu Jahland, der die Wache hat. „Sie, Jahland, haben Sie ne Ahnung, was mit Klappen Lohmann los ist? Er predigt sehr hübsch, aber ich will ein Jahr lang seine Zigarre mehr rauchen, wenn ich weiß, auf was er eigentlich hinauswollte.“

„Wie so, Rendorp?“
„Na, seien Sie so gut, Jahland! Unser verehrter Klappen versammelt uns da hochherrschaftlich zu mitternächtlicher Stunde in seiner Kude, hält uns Moraltvorträge über Dinge, die im Grunde selbstverständlich sind und doch jedenfalls uns nichts angehen! Herr! Dunkel war der Rede Sinn. Ich jedenfalls bin mir nicht bewußt, etwas Nethliches ausgelesen zu haben, was der Klappen so zart andeutete.“

„Klappen Lohmann meinte auch Sie nicht bei seiner Moraltvorteil, Herr von Rendorp.“

„Also jemand anders. Etwa — Lorenzen?“ Der Erste Offizier lacht plötzlich auf und tippelt sich an die Seiten. „Ich verlaufe vorzeitig. Natürlich meint er Lorenzen. Nachts, ich hör dir traspeln. Der gute Jüngling hat doch an der kleinen, blonden Stewardess ne Eroberung gemacht. Beneidenswert. Die Kleine — heißt sie nicht Käthe? — ist tadellos gewachsen.“

„Ich glaube, das junge Mädchen, von dem Sie sprechen, ist mit einem unserer Matrosen verlobt.“

„Danke, lieber Jahland. Ich betrachte mich als gerüffelt.“

„Herr von Rendorp, ich bin nicht dazu berufen, Ihnen Vorwürfe zu machen.“

„Sie verhehlen es aber trotzdem ausgezeichnet. Im Ernst, Jahland, ich bin Ihnen verbunden, daß Sie mich auf den Spurius gebracht haben. Hätte sonst die halbe Nacht über den verborgenen Sinn der Kapitänrede nachgedröhelt. Also Lorenzen ist der Hammel, der das einzige Schaf des Mannes hinterlocken möchte auf die bessere Weide. Wenn nicht Kapitän Lohmann als wachsammer Cherub mit dem Moralgeheuch vor der Paradiesstüre stände, finden Sie diese Fürsorge unseres lieben Klappen nicht ein bißchen übertrieben, Jahland?“

„Ich weiß nicht.“

„Nemmen Sie sich nicht“, lachte der Erste, „Ihr Gesicht spricht Vände! Na, Geschmackssache. Ich für mein Teil bin der Ansicht, daß die kleine Käthe groß genug ist, um selber zu wissen, was sie tut. Geht mir an! Aber — was wollte der Klappen denn mit der Wanderung der Wachen? Hat Lorenzens Dulcinea etwa zufällig dieselben Freistunden wie er?“

„Ja. Ich nehme an, Kapitän Lohmanns Absicht ist, vorläufig ein allzu häufiges Zusammensein der beiden zu verhindern.“

„Vrrr.“ Herr von Rendorp schüttelt sich. „Also mir haben sie heute tatsächlich eine Portion Gehirnschubstanz gekostet. Bin doch sonst nicht so schwer von Heriff. Ein Mann ich die Leute von Lorenzens Wache mir so durchrechne — da kann's doch eigentlich nur der Voh sein.“ Rendorp hält inne und pfeift leise durch die Zähne. „Sieh da, heh da, Timotheus! Der Ruderaast Voh also. Patenter Junge. Da versteht ich nun unsere Klappen noch weniger. Voh ist ein Vursche, der sich sehen lassen kann. Auch neben Lorenzen. Mir scheint, der braucht die Konkurrenz unseres Dritten nicht zu fürchten. Wenn die Kleine sich aber trotzdem für Lorenzen entscheidet... hof's der Geier, Jahland, aber ich würde mich an Stelle unseres Kapitäns aus dieser Angelegenheit draushalten. Mädhens darf ich in St. Pauli nicht mal mit 'ner Maid hummeln gehn, weil die Holde zufällig eine Freundin eines unserer Matrosen sein könnte! Das ist mir zu hoch.“

Herr von Rendorp ist an die Schanze getreten und beugt sich plötzlich weit vor. Seine Augen funkeln vor Vergnügen. „Sehen Sie sich mal die Dame an, Jahland, die es sich da unten in dem Liegestuhl bequem macht! Frau Wilcor! Bei allen Göttern, sie scheint die Absicht zu haben, diese romantische Sternennacht an Deck zu genießen. Mutterseelenallein. Und was für ein lauschiges Geckchen sie sich ausgesucht hat! Wie geschaffen zum Klüffern und Schwärmen! Tja, lieber Jahland, ich hab ja alldürlicherweise im Augenblick keinen Dienst. Meine Anwesenheit hier auf der Brücke ist überflüssig, nicht? Also, da wollen wir doch die gottgegebenen Gelegenheiten benutzen und Frau Renate Wilcor ein bißchen Gesellschaft leisten.“

„Herr von Rendorp...“

Der Erste Offizier, der bereits, seinen Uniformrock straff ziehend, sich abgewendet hatte, dreht noch einmal den Kopf. „Ja, Jahland? Ist etwas Besonderes?“

Jahland erwidert ernst seinen fragenden Blick. „Würden Sie es mir übernehmen, Herr von Rendorp, wenn ich Ihnen in einer außerdienstlichen Angelegenheit einen Wink gebe?“

„Warum denn? Winken Sie immerzu. Meinertwegen sogar mit dem beliebigen Zaunpfahl.“

„Ich meine es ernst, Herr von Rendorp. Sie sollten lieber nicht die Gesellschaft der Dame suchen.“

„Frau Renate Wilcor? Hören Sie mal, lieber Jahland, ich verstehe' allerhand Spaß, aber hier muß ich doch sehr bitten! Haben Sie etwa Angst, Frau Wilcor könnte auch mit einem unserer Matrosen befreundet sein? Fürchten Sie, ich könnte mir eine ähnliche Predigt zuziehen wie unser braver Lorenzen?“

„Kapitän Lohmann wird bestimmt kein Wort darüber verlieren.“

„Ach nee! Wirklich nicht? Jahland, Sie werden mir langsam unheimlich mit Ihrem ernsten Gesicht. Was haben Sie gegen Frau Wilcor? Halten Sie etwa die Dame für so ne Art Hochstaplerin? In diesem Falle möchte ich Sie dringend bitten, es nicht in meiner Gegenwart auszusprechen.“

Rendorps Stimme ist scharf geworden. Jeph Jahland zögert noch eine Sekunde, dann blickt er den Ersten voll an. „Sie sind gereizt, Herr von Rendorp. Vielleicht habe ich's falsch angefangen. Selbstverständlich war es nicht meine Absicht, Frau Wilcor irgendwie zu nahe zu treten. Ich weiß auch sehr gut, daß es mich nichts angeht, ob Sie mit der Dame befreundet sind oder nicht. Aber Sie sollten es dennoch nicht tun. Um unseres Kapitäns willen nicht.“

„Was das Klappen Lohmann angeht, möchte ich wissen!“

„Nun, er wird sich gewiß nichts merken lassen. Aber — bitte, versuchen Sie sich einmal in seine Lage zu versetzen, Herr von Rendorp. Es muß bitter und peinlich sein für einen Mann wie Kapitän Lohmann, zusehen zu müssen, wie sein Erster Offizier seine Subdigungen ausgerechnet einer Dame darbringt, die früher einmal Frau Renate Lohmann hieß.“

„Sie sind vom Hai gebissen, Jahland?! Frau Wilcor war... ist...?“

„Die geschiedene Frau unseres Kapitäns. Wußten Sie das nicht?“

„Jahland! Wenn Sie mich für ein Schwein halten, so kleiden Sie diese Ansicht wenigstens nicht in gesellschaftsfähige Ausdrücke, verstanden? Sonst werd ich grob!“ Rendorps Gesicht hatte alle Heiterkeit verloren. „Menschenskind, ich hatte doch keine Ahnung! Schneide da der verflorenen Frau unseres Klappen auf Tod und Leben die Cour! In seiner Gegenwart! Direkt vor seinen Augen! Scheußlich! Wui, Spinnne, Kapitän Lohmann muß mich ja für einen ausgewachsenen Lumpen halten!“

„Verzeihen Sie mir, Herr von Rendorp, daß ich einen Augenblick glauben konnte... Sie sind mir also nicht böse, daß ich mich in Ihre Privatangelegenheiten gemischt habe?“

Der Erste Offizier ergreift die Hand, die ihm Jahland hinstreckt und drückt sie bestia. „Neden Sie keinen Quarsch, lieber Jahland. Weiß der Teufel, ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mich noch rechtzeitig aufgeklärt haben. Ich hätte sonst noch am Ende... Na, Schluss! Noch einmal herzlichen Dank, lieber Jahland!“

Rendorp verschwindet von der Brücke. Ueber die Bordtreppe, wo er Frau Renate Wilcor nicht begegnen kann. Jeph blickt in die Nacht hinaus. Sie scheint ihm auf einmal ganz hell zu sein. Es ist doch ein schönes Gefühl, zu wissen, daß man Seemann ist, Seelen zu Kameraden hat! Dieser Rendorp! Eigentlich hat er den Ersten Offizier nie so recht leiden mögen. Seine schnoddrige Art, sein leichtes, über alles lachend hinweggehendes Wesen, war so himmelweit verschieden von Jeps eigenem ernstem, schwerem Blut. Aber sich da, auch dieser Rendorp ist ein Seemann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Nicht nur ein tüchtiger Offizier, sondern — ein Mensch, ein braver Kerl!

Auch der dritte Reisetag bringt ausgezeichnetes Wetter. Bishop Rock, der letzte in Sicht kommende Punkt Europas, liegt längst hinter der „Perpetua“. Das Barometer hebt unverändert auf „Schön“. Die leichte Brise, die vormittags aufgekommene ist, dient nur dazu, die Sommerhitze erträglicher zu machen und die gute Stimmung an Bord zu heben.

Selga Lürsen macht noch ihre Mittagspause, als Jeph Jahland von der Wache kommt. Er überzeugt sich schon von weitem, daß nur Herr Erdmann am Stand bedient schlendert heran und sieht sich ein paar illustrierte Zeitungen aus. Dabei fällt sein Blick auf einen Faden unfortierter, eben erst entwickelter Amateurphotos, die zwischen Filmrollen und anderen Lichtbildmaterialien auf dem kleinen Arbeitstisch hinter der Auslage liegen. Ganz oben auf liegt eine 6x9-Aufnahme, die den Baron Castenskjöld und dessen junge Braut darstellt. Eine anscheinend mit Hilfe des Selbstauslösers an Deck gemachte Aufnahme. Zwei Meter Entfernung. Die Gesichter sind vorzüglich zu erkennen.

Beim unvermuteten Anblick dieser Aufnahme hat Jeph Jahland plötzlich einen Gedanken. Man müßte sich so ein Bildchen sichern. Beschreibungen sind immer unsicher, aber vielleicht wäre etwas Näheres über diesen Baron Castenskjöld zu erfahren, wenn man sein Bild der Polizeibehörde vorlegen könnte. Ganz geheimer erscheint ihm der Mann nicht. Jeph ist sogar, nach dem kurzen, aber heftigen Auftritt zwischen ihm und Castenskjöld, entschieden der Ansicht, daß es nötig ist, diesem „Baron“ einmal etwas näher auf die Finger zu sehen. Nur hat er bisher keine Zeit gehabt, sich mit dieser Angelegenheit weiter zu beschäftigen.

Fortsetzung folgt.

Wer seine Zähne gesund erhalten will, muß sie unbedingt jeden Abend von allen Speiseresten befreien.

CHLORODONT



Sinnbild unseres Lebenswillens

Weihnachts- und Neujahrsbrauchstum auch im Kriegsjahr 1940.

Unser zweites Kriegswihnachten wollen wir ganz besonders schön ausfallen. Wir wollen alle überlieferten Gebräuche und Sitten von neuem aufleben lassen und uns an Weihnachtsabend unter dem reich geschmückten, lichterstrahlenden Weihnachtsbaum versammeln, die alten schönen deutschen Weihnachtslieder singen und uns durch kleine Geschenke und gegenseitige Liebesworte Freude bereiten. Wenn auch viele deutsche Familien in diesem Jahr ohne ihren Vater oder ihre Söhne, die als Soldaten im Felde stehen, das Weihnachtsfest begehen müssen, so wollen wir uns doch alle dankbar in diesen Tagen der Größe unseres und des deutschen Schicksals würdig erweisen und dieses schönste Fest der Deutschen als Volksfest im wahren Sinne des Wortes begehen.

Das Antlitz des deutschen Volkes ist in diesem nunmehr abfliegenden Kriegsjahr 1940 noch härter und entschlossener geworden: sein Glaube an den Sieg ist durch die großen Entscheidungsschlachten im Westen zu einem felsenfesten Vertrauen auf die eigene Kraft und den eigenen Lebenswillen angewachsen. Diesem Lebenswillen aber möge in diesem Jahr wieder unser Weihnachtsfest geweiht sein: denn damit bekennen wir uns zu der ewig gleichbleibenden Tradition deutschen Wesens und anerkennen die Größe unserer Tage als Leistung nicht nur für das Wachsen und Werden unserer völkischen Gemeinschaft, sondern auch als Impuls für unsere eigene schöpferische Arbeit. Die Mutter also, die mit ihren Kindern in diesem Jahr allein unter dem brennenden Weihnachtsbaum des in der Ferne weilen Vaters im selbigen Noth gedankt, kann dieses Fest nicht schöner begehen, als wenn sie sich selbst und ihren Kindern wieder das Erlebnis der frohen Weihnachtsbräute spendt und alle jene Freuden und Menschenleben einer lebensbejahenden und lebenshoffenden Liebeslieferung begeht, wie sie sonst in den Jahren des Friedens gestaltet und erlebt wurden. Sie wird den Weihnachtsbaum mit bunten Glasfiguren, leuchtenden Sternen und Rosen schmücken, sie wird versuchen, wieder einige von den zahlreichen Weihnachtsgebäuden mit ihren vielfältigen Sinnbildern den Kindern zusammen mit Nüssen und Pfirschen auf den Weihnachtsstern und wieder manches Spielzeug, oft mit wenigen Mitteln selbst gefertigt, unter den Weihnachtsbaum zu legen. Wenn dann die Kerzen erstrahlen und die Weihnachtslieder verklungen sind, dann mag sie ihren Kindern Märchen erzählen oder ihnen den Brief des Vaters aus der Ferne vorlesen und somit in Gedanken mit ihren Kindern bei ihm sein, der irgendwo mit seinen Kameraden zusammen auch unter dem Lichterbaum sitzt und in Gemeinschaft mit ihnen die Weihnachtskaffee aufbringt als schönsten Gruß aus der Heimat. Dann mögen sich ihre Gedanken treffen und ihnen als inneren Abglanz einer tiefempfundenen Festlichkeit das Erlebnis des Zusammengehörigkeits schenken, das in dieser Zeit der langen Nächte und der wachenden Sonne alle Deutschen miteinander verbindet.

Viele Gebräuche der Vergangenheit finden von dieser artgebundenen deutschen Frömmigkeit. Es sind Gebräuche des Glaubens an die Unvergänglichkeit des Lebens, symbolisiert durch den Lichterbaum und die daran gehängten Früchte und buntschillernden Dinge, bezeugt auch durch die alten Weihnachtslieder, die von der Heiligkeit des Lebens singen, von Mutter und Kind und von dem ewigen Werden und Wachsen. Dann bekommt auch alles, was wir an den Baum hängen, die Nüsse, Pfirsche, Sterne, Nüsse, Kaffee und Hirschkäse, Häschen und das Nadelbäumchen, seinen tieferen Sinn, sie finden uns von der ewigen Wiedergeburt, die über alle Zeiten hinweg das Werden und Vergehen der Generationen bestimmt und deren gleichnishafter Inhalt so wunderbar durch das Kind in der Wiege symbolisiert wird. Dieses Kind in der Krippe spielt in der Liebeslieferung unserer germanischen Vorfahren eine besondere Rolle. Es ist das Sinnbild des neuen Lichtes und des neuen Lebens, es ist wehrhaft und stark und gehört zusammen mit dem Weihnachtsbaum, dem Lebens- oder Seelenbaum zum Weihnachtsfest als dem Fest des werdenden Lebens. Wir wollen auch nicht das Festgericht vergessen und dort die alten Gebräuche pflegen, die alle ihren tieferen Sinn haben, indem wir gerade in diesem Jahr auch die beschreibende Mahizeit festlich ausfallen. Dazu wird der Weihnachtsbaum gereicht als Symbol der Verbundenheit der Väter mit den Enkeln und ihren Vorfahren. Die Wälder schon tranken zu Weihnachten, wenn sie von ihren großen Fahrten heimkehrten, den Minnertrunk, um sich mit ihren Sippen wieder zu verbinden und auch mit den Vätern und Göttern das Band neu zu festigen. Denn dieser Tag der Wiedergeburt des Lebens ist zugleich ein Tag des Gedenkens der Ahnen. Auch die Vorfahren gehörten bei unseren Vorfahren am Tag der Freude und der Gaben mitten in den Kreis der Lebenden. Ihre Taten und Schicksale wurden der jungen Generation erzählt und aus ihrem Leben die Vorbilder für die eigene Lebensgestaltung gesucht. Der Bauer wird auch an sein Vieh denken, dem er sinnbildhaft Fruchtbarkeit und Lebenssegnung wünscht, es schmückt und vielleicht auch einige Kerzen im Stall anzündet, um damit auch den Aufbruch des neuen Lebens anzudeuten.

Alle Gebräuche, die um die Winterjohanniswendepunkte herum gepflegt werden und die heute in Deutschland noch sehr zahlreich sind, leiten in das Jahresanfangsbrauchstum über mit seinem Neujahrsanschießen, Neujahrsläuten und seinen zahlreichen Neujahrsbräuten, den symbolhaften Neujahrsbräuten des Trauwillens und lebensspühenden Willens zu einem neuen Anfang. Glück und Segen wünschen wir uns für das neue Jahr, Glück und Segen nicht nur für den einzelnen und sein Leben, sondern für die gesamte Gemeinschaft unseres Volkes, ein Wunsch, der besonders in diesem Jahr seinen tiefen Sinn in der Hoffnung auf ein größeres Werden erhält. Wenn dann die Lichter des Weihnachtsbaumes zum letzten Mal erstrahlen, dann wollen wir diese festliche Zeit gleichsam mit einem gemeinsamen Entschluß beenden, der für uns für das neue Jahr Ziel und Weg weisen soll, den Entschluß, niemals abzulassen, unaufhörlich weiteranzukämpfen und durch Einsatz und Arbeit dem eigenen Volk zu dienen; dann wird auch die Zukunft uns gehören. Karlheinz Rüdiger.

Der tüchtige Bruder

Skizze von H. R. Schmiedemann.

Fünf Stunden hatte der Soldat Georg Brügger in der kleinen Gastwirtschaft warten müssen, ehe der schwere Kraftwagen der Speditionsfirma W. Landfried für Güterabfertigung einfuhr.

Kamerad Lasker hatte ihm diesen Wagen genau beschrieben. Blauer Anstrich, hundertfünfzig PS und dreischichtig. Brügger erkannte ihn sofort. Auch den schlanken Jungen sah er am Steuer sitzen, der Evas siebzehnjähriger Bruder sein sollte und seinen im Felde befindlichen Vater nach Kräften vertrat.

„Allerhand Leistung von dem Bürschchen“, hatte Lasker gesagt, der sich in seinem Urlaub vor ein paar Wochen auf Brüppers Bitte hin des näheren über eine gewisse Eva Landfried unterrichtet hatte. Von dem jungen Landfried, den Lasker geschickt ausgefragt haben wollte, stammte auch sein Wissen von dem Mädchen.

„Von der hält selbst der Bruder nicht allzuviel, Georg“, hatte Lasker berichtet. „ne sogenannte höhere Tochter, weißt du, mit dem dazugehörigen Himmel. Stiehlt dem Herrgott den Tag ab. Braucht also gar nicht erst hinzufahren, gäbe bloß eine Enttäuschung!“

Brügger aber war doch gefahren. Denn tief in seinem Herzen glaubte er der Schilderung des Freundes nicht. Er konnte sich nicht vorstellen, daß ein Mädchen, das in seinen Briefen so vernünftige Ansichten über das Leben geäußert hatte, in Wirklichkeit nichts anderes als eine Zauberin sein sollte.

Vor zehn Wochen hatte dieser Briefwechsel mit der ihm unbekanntem Eva Landfried begonnen. Mit einem ersten Bächchen an ihn, den unbekanntem Soldaten an der Front, und ein paar liebevollen Zeilen, die die Bitte ausdrückten, einmal hören zu lassen, ob die Sendung auch die erwartete Freude bewirkt habe. Er hatte zurückgeschrieben, und bald ergab sich eine regelmäßige Korrespondenz, die immer freundschaftlicher und persönlicher wurde. Die Briefe des Mädchens Eva waren eigener Art. Sie ließen die alltäglichen Dinge unberührt, berichteten von gelesenen Büchern, zitierten Verse und Aussprüche bekannter Dichter und Schriftsteller.

Der schwere Kraftwagen war schon halb beladen, als Georg Brügger die Verlademaschine erreichte. Der Beamte der Abfertigung karrte die Säcke ein, ein alter Mann setzte sie in doppelten Reihen aufeinander. Der junge Landfried hatte die Motorhaube zurückgeschlagen. Wahrscheinlich war etwas am Motor nicht in Ordnung, denn das Gesicht des Jungen zeigte Unzufriedenheit, und seine Hände waren bis zum Ellbogen hinauf ölschmutzig.

Brügger verwünschte es, daß er nichts von Motoren verstand. Wie gut hätte sich sonst ein Gespräch mit dem jungen Landfried anknüpfen lassen! So war es ihm fast peinlich, neugierig und untätig dem Beladen des Wagens zuzusehen. Zögernd trat er näher an den Wagen heran. Der junge Mann blickte kurz auf, hantierte aber dann weiter.

„Der Motor streift wohl, wie?“ Brügger beugte sich ebenfalls über den Motor.

„Verstehen Sie denn was von Motoren? Sind Sie etwa Kraftfahrer?“ Der junge Mann musterte Brügger. Und Brügger stellte fest, daß der Junge ein hübsches, mädchenhaftes Gesicht hatte. Die weiche Spormütze hatte er in den Nacken geschoben, und eine fast noch kindliche Stirn wurde unter dem Schirm der Mütze sichtbar.

Tatsächlich fast noch ein Kind, mußte Brügger denken und Lasker recht geben, der eine hohe Meinung von der Tüchtigkeit des Jungen hatte.

„Nein, von so einem Motor verstehe ich leider verdammt wenig“, sagte Brügger etwas verlegen. „Aber daß Sie damit fertigwerden — auch mit dem schweren Wagen — das wundern mich. Ihr Vater sieht wohl draußen, was?“

Noch einmal mußte Brügger den mißtrauisch mustern den Blick über sich ergehen lassen. „Nein, der Bruder“, jagte der Junge dann knapp. „Vater ist schon lange tot.“

„Und Geschwister?“ Brügger sah, daß die Neugier dem Jungen zuviel wurde. Mit einer ärgerlichen Bewegung wandte er sich seinem Motor wieder zu. Plötzlich aber sah er noch einmal auf und blickte Brügger aus seinen hübschen Augen angriffslos an. „Warum wollen Sie das alles wissen? Halten mich wohl noch für einen Säugling, wie?“

Brügger gab nicht sofort Antwort. Die Erkenntnis, die ihn durchzuckte, verblüffte ihn dermaßen, daß ihm kein Ton durch die Kehle wollte.

Oh, dieser Dummkopf von Lasker! Ein Junge hatte nicht solche Augen. Auch der Mund war viel zu fein, die Stirn zu sanft geschwungen. Und die Ohrlöcher? Auch ohne die wohlweislich entfernten Ohrringe verrietten sie ein Geheimnis.

In Brügger schoß die Freude hoch. Er lachte. „Ein Säugling —? Nein, das sind Sie nicht mehr — Fräulein Landfried! Aber daß Sie trotz des Lastwagens noch Zeit finden, sich an Hölderlin, Rilke und Claudius zu erinnern...“

In das junge Gesicht vor Brügger schoß eine bestige Röte, die Hände wischten verlegen an den Hosentaschen. „Herr Brügger...? Ich hatte doch so eine Ahnung... dachte allerdings, daß wieder ein Kamerad von Ihnen —“

„Wie der Lasker damals, nicht wahr?“ Brügger nahm lachend die schmutzige Hand. „Den haben Sie allerdings schon angelogen, Fräulein Landfried!“

„Wenn einer schon so dumm fragt und mich für 'ne Art Blaufreudschütz hält, der immer nur in höheren Regionen schwebt...“ Eva hatte ihre Unbefangenheit wiedergefunden, sie stimmte in Brüppers Lachen ein. „Aber daß auch Sie daran geglaubt haben —?“ Ein vorwurfsvoller Blick traf ihn.

„Wäre ich dann hier, Fräulein Landfried?“ Wieder lachte er. „Nein, dieser Dummkopf von Lasker! Er hätte das doch sehen müssen!“

„Sie finden mich wohl komisch?“ Eva war leicht verlegt. „Komisch...? Was denken Sie! Großartig finde ich Sie, ganz so, wie ich Sie mir vorgestellt habe, Eva!“ Er schüttelte ihre Hand noch einmal kräftig, dann sprang er auf den Wagen und half dem alten Mann die Säcke stapeln.

Eine halbe Stunde später saß er neben Eva auf dem Führersitz, immer noch das heitere Lachen im Gesicht. Nur wenn er ihr hübsches Gesicht von der Seite betrachtete, über das sich ein schmutziger Streifen zog, wurde er ernst und versonnen. Er hatte es so gewußt, sie war ein ganzer Kerl!

Abenteuer einer tapferen Frau

Christinas Nacht

Von Christian Munt.

Der Ballon sank immer tiefer, es wurde Ernst! Christinas helles Haar flatterte im leichten Wind. Sie beugte sich über den Rand des Korbes und spähte hinaus, aber es war nichts zu sehen als die riesige Nacht Lappmarkens.

Aus der Ecke des Ballons, in der er gesessen hatte, erhob sich Thomas, der Stationsgehilfe, und starrte Christina an. Er hatte ein helles leichtsinniges Gesicht, das jetzt von dem genossenen Aquavit sich rötete. Oder war es etwas anderes? Thomas ließ seinen Blick nicht von der jungen tapferen Frau, deren rotes Kreuz am Mantel sie als Schwester kennzeichnete. Sie hatte sich Thomas anvertraut zu jener waghalsigen Fahrt, die beide in das Gebiet des Fjällve-Seees führen sollte, hoch oben im Norden, wo die Tage so dunkel sind wie die Nächte. Ein Flugzeug hatte sie nicht zur Verfügung erhalten. Da der Wind sehr ärmlich stand und den Ballon direkt zum Reifeseil treiben mußte, entschloß sich Schwester Christina das Angebot von Thomas anzunehmen. Jeder Tag war kostbar, es mußte eben gehen!

Thomas lehnte sich an den Rand des Korbes und starrte die Frau immer unerbittlicher an. Er sah sie schlank und unbeweglich dicht vor sich in der Dunkelheit stehen. Er konnte sie atmen hören, so nahe war sie ihm, er spürte die Wärme ihres Körpers, er wußte, daß sie schön und unbezwingbar war. Sie hatte immer gelacht, wenn ein Pelzjäger oder ein Holzhandwerker auf der Station weiche Augen bekam, nachdem sie ihm das gebrochene Wein geschickt hatte. „Schwester Christina“ flüsterten die rauhen

Männer in den magischen Birkenwäldern des mondüber-gossenen Nordens.

„Schwester Christina...“, und sie erzählten sich am Lagerfeuer Geschichten über sie und über ihre Abenteuer, wenn sie allein mit dem Schlitten oder dem Auto hinaus-gefahren war, um Kranken zu helfen. Sie hatte einem Mann das Haar gestrichelt, wenn er krank war, aber es war nie geschehen, daß ein Mann ihr Haar hätte streicheln dürfen. Das wußten alle Männer in den Bergen des nördlichen Polarkreises... und jetzt stand Thomas auf und starrte sie unverkündet an, indes der Ballon immer tiefer sank.

„Der Ballon sinkt...“ flüsterte er, man hörte den Herzschlag in seiner Stimme.

Sie blickte hinaus und sagte: „Wir werden landen und uns eine Jurte suchen, man wird uns hinaufführen.“

„Aber wenn wir verunglücken?“

Christina erschrak und beugte sich hinaus, dann richtete sie sich auf: „Wir müssen durchkommen, am Fjällve-See wartet man mit Schmerzen auf uns, Thomas, die Epidemie greift weiter, wenn wir nicht impfen!“ Sie wies auf einen Koffer, der am Boden des Korbes stand, aber Thomas erwiderte gleichmütig: „Er ist zu schwer, er muß über Bord, es geht um unser Leben!“

Sie hatten schon längst alles abgeworfen, was nicht unbedingt nötig war, eine Kamera, Jacken, Mantel, aber nun ging es zu Ende, und Thomas wollte den Koffer über Bord werfen.

Christina stellte sich vor den Koffer, und sagte leise: „Der Koffer ist das Wichtigste, aber muß einer von uns beiden hinaus!“ Ihre Augen flammten durch das Dämmerlicht der Polarnacht, und Thomas wich zurück.

„Alles, was ich besitze, ist über Bord. Jetzt sind Sie dran, Schwester!“ Damit bückte er sich rasch zu dem Koffer, aber die Schwester warf sich gegen ihn. Im selben Augenblick umring er sie und drückte sie wild. Vergessen der Koffer, vergessen der Ballon!

Christina wehrte sich und wand sich unter seinen harten Armen, sie schrie: „Thomas, Thomas, sind Sie wahnsinnig! Lassen Sie mich!“ Sie hämmerte mit ihren Fäusten in sein Gesicht. Der Ballon sank, so daß man das Rauschen des Sees von unten bereits hören konnte.

Mit einem verzweifelten Stoß machte sich Christina frei, Thomas taumelte zurück. Er starrte sie keuchend an: „Der Koffer muß über Bord!“ schrie er, aber er meinte etwas anderes. Er meinte nicht mehr den Koffer.

Es ging um Christina, um die schöne, hellhaarige Frau, mit der er allein wie nie in der Ballongondel zusammen stand. Niemand sah zu, sie schwebten über dem gottverlassensten aller Länder, und die Frau befand sich in der Gewalt von Thomas, dem Stationsgehilfen, der Aquavit getrunken hatte und dessen Blut kochte. Er wußte, daß er stärker war.

Und er warf sich mit einer jähen Wendung von neuem gegen die Frau, die entsetzt ausschrie: „Thomas, mein Gott, Thomas!“

Es mußte etwas in ihrer Stimme gelegen haben, das Thomas einen Augenblick stutzen ließ. Sie begann, mit fieberhafter Eile zu sprechen:

„Wir sind hier nicht allein, Thomas“, sie sprach leise und beschwörend, „es sind die Kranken bei uns! Wir können sie retten, Thomas, nur wir und der Koffer! Es gibt keine andere Hilfe gegen Typhus als Impfen. Hier in diesem Koffer befinden sich Tod und Leben von zahllosen Familien! Aber Thomas will diese Hilfe in den Fjällve-See werfen, weil er sein winziges Leben retten möchte. Sieh, unsere Gondel streift fast das Wasser, es muß einer hinaus. Ich werde dir zeigen, Thomas, wie man impft. Ich werde dir rasch die Präparate erklären, komm her. Dann springe ich ab! Der Ballon trägt dich hinaus, und wir haben die Kranken gerettet! Thomas hilf mir! Es muß einer von uns beiden hinaus, denn wir sind nur zwei, aber der Koffer, das sind hundert!“

Thomas schwankte. Er war bleich geworden. „Ja, es wirklich wahr, auf Ehre und Gewissen, wahr, was Sie da sagen?“ flüsterte er und beugte sich vor, um Christinas Gesicht deutlich zu erkennen.

„Wir sind zehn Meter über dem See!“ antwortete sie und sah ihn mit ihren großen, opferbereiten Augen an, so daß Thomas erzitterte. Sie zeigte auf eine Schatulle und hob einige blinkende Messerchen: „Dies sind Impfmesser, hier ist Spiritus, damit muß man die Stelle zuerst einreiben, gut, und hier ist das Serum. Man nimmt...“

Thomas unterbrach sie mit der heiseren Frage: „Ist es wirklich Ihr Ernst? Wollen Sie abspringen?“

„Hören Sie doch, um Gottes willen! Isolieren ich das Wichtigste, die Kranken isolieren, Thomas!“ Sie fuhr fort in ihrem leisen gebetenen Vortrag und warf ab und zu einen scheuen Blick in die Tiefe, die näherkam.

Thomas packte Christina an beiden Schultern und starrte ihr ins Gesicht: „Wollen Sie wirklich Ihr Leben riskieren für die Lappländer?“

„Ich bin nur einer, oben aber sind Hunderte!“ Damit rang sie sich frei. „Ich werde an ein Ufer zu schwimmen versuchen, leben Sie wohl, Thomas. Kämpfen Sie um das Leben der Erkrankten, als wenn es Ihr eigenes wäre!“ Sie zog sich an den Seilen hoch und setzte sich auf den Rand des Korbes, ihr helles Haar flatterte.

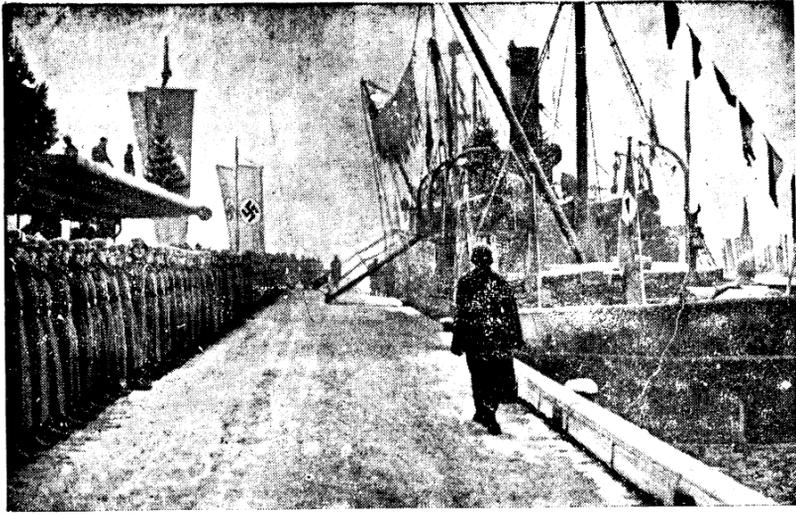
Thomas sah zum letzten Mal ihre Energie und ihre schlankte Schönheit. Dann schwang er selbst sich über die Gondel und stürzte mit ausgebreiteten Armen in die sahle Nacht hinab. Man hörte das Aufklappen seines Körpers und sah ein weißliches Aufschwimmen, aber der Ballon glitt rasch weiter.

„Thomas, Thomas!...“ rief Christina hinab. „Um Gottes willen, was haben Sie getan...?“ Es kam keine Antwort.

Aber Christina kannte die Antwort. Sie kannte die Größe dieses Opfers, sie wußte, was gemeint war, und sie glitt schweigend hoch über den Fjällve-See dahin, ihrem Ziel entgegen.

Wir hörten diese Geschichte damals an den Holzfeuern von Rovaniemi, die Geschichte der tapferen Schwester Christina Lund, die später ganz allein eine Epidemie besiegte und vom Felde Thomas, von dem man nie eine Spur mehr fand.

Der Wolf wurde im Schlaf getötet. Die Rentierbesther im norwegischen Enaafgebirge sind von einem Alpbund befreit. Einer der schlimmsten Rentiermörder, ein harter Wolf, ist von dem Gebirgsjäger Jonas Nordstjell erlegt worden. Es war ein reiner Glücksfall. Nordstjell war auf die Schladg gegangen, als er dicht an der schwedischen Grenze einen harren Wolf schlafend liegen sah. Mit großer Vorsicht glückte es dem Jäger, in Schußweite zu kommen, und nun streckte er mit einem wohlgezielten Schuß den Wolf nieder.



Das Weihnachtsschiff für unsere Soldaten in Norwegen. Das festlich besetzte, mit einem Weihnachtsbaum geschmückte Schiff traf als Gruß der Heimat in Oslo ein und überbrachte Gaben für unsere Soldaten. Weltbild (M).

Alle, die, wenn sie im Wunschzettel genannt wird, immer wieder fröhlichen Beifall ausstößt.
Die MZB ist die Treuhänderin all dieser mit soviel Liebe gependelten Gaben, indem sie teils wie hier durch Bescherung, teils durch Verfertigung nicht weniger inhaltsreicher Pakete für eine gerechte Verteilung an die Soldatenmütter sorgt.
Nachdem die Frauen sich an den Gabentisch auf und ab gehend, so recht von Herzen satt gegeben haben, nehmen sie noch für ein Plauderstündchen an der festlichen stoffetajel Platz und lassen sich sachverständig den fast friedensmäßig schmeckenden Kuchen munden. Meist dreht sich das Gespräch der jungen und der älteren Mütter, deren manche schon 4 bis 5 Kinder haben, während der „Erstling“ der anderen kaum wenige Wochen alt ist, um dieses Kind und den Mann, der draußen im Felde steht. Jetzt wünschen sie ihn alle herbei, um ihm zu zeigen, wie liebevoll sein Kind aufgenommen und mit allem, was ihm noch fehlte, ausgestattet wurde. Auch manche Zwillingmütter ist dabei, die nun besonders froh ist über die unerbittliche Weisheit zur Ausstattung ihrer kleinen. Denn auf ein Kind war sie wohl meist vorzuziehlich mit allen Sachen eingerichtet, die ein Kleines in den ersten Lebensmonaten braucht — aber nicht auf zwei!
Dann ist der Augenblick gekommen, wo die Mütter in glücklicher Befriedigung ihre Gaben heimwärts tragen. Dort werden sie sie noch einmal in aller Ruhe betrachten und sie im nächsten Feldpostbrief auch ihrem Mann beschreiben. Der freut sich mit seiner kleinen Frau — nicht nur wegen der hübschen nützlichen Sachen, die ihr so gut zu staten kommen, sondern weil er weiß, daß überhaupt — mag geschehen, was will — sie nun, solange er noch im Felde ist, mit ihren Sorgen nicht allein sein wird und stets die warme Teilnahme und Fürsorge des ganzen Volkes sie umgibt. C. Sch.

Jeder bekommt, was er braucht

Wenn wir die Entwicklung der ernährungswirtschaftlichen Lage Deutschlands in Vergleich setzen zu der Situation in anderen Ländern, so kann man ohne Ueberheblichkeit feststellen, daß Deutschland auch im zweiten Kriegsjahr den höchsten Ernährungsstandard aller Völker Europas zu verzeichnen hat.
Vielleicht haben viele Volksgenossen geglaubt, daß die verantwortlichen Führer der deutschen Ernährungswirtschaft zum Weihnachtsfest ein Geschenk in Gestalt höherer Lebensmittelrationen gegeben hätten. Dabei muß man feststellen, daß Sonderzuteilungen von Zucker und Hülsenfrüchten und in den Großstädten von Obst als Ausbleich für die naturgemäß bedingte schlechtere Versorgungslage mit nichtbewirtschafteten Nahrungsmitteln immerhin schon ein beträchtliches Geschenk darstellten. Im übrigen aber ist es doch wohl für alle Volksgenossen das wertvollste Geschenk, zu wissen, daß auch nach sechzehn und mehr Monaten Krieg die ursprünglichen Lebensmittelrationen unverändert sind und daß die Verformungsanstrengungen Deutschlands auch für die Zukunft eine Weiterentwicklung erwarten lassen. Vergegenwärtigen wir uns nicht, daß im Kriegsjahr 1914/15 schon im ersten Kriegsjahr die Produktion um 25 v. H. absank und daß ab jetzt schon eine gefährliche Knappheit an wichtigen Nahrungsmitteln auftrat.
Heute dagegen sind die deutschen Lebensmittelrationen fest und unverändert und jeder Volksgenosse bekommt einen gleichmäßigen und gerechten Anteil. Die Zusammenlegung der Nationen ist nicht aus der Luft gegriffen, sondern nach physiologischen Forschungen aufgestellt, so daß die heutige Lebensmittelzuteilung den notwendigen Nährstoffbedarf des Menschen befriedigt. Die Einteilung in die verschiedenen Verbrauchergruppen (Kochverbraucher, Kinder, Augenblicke, Schwer- und Schwerarbeiter usw.) zeigt ebenfalls das Bemühen der deutschen Lebensmittelordnung um eine gerechte Zuteilung. Das beweist weiter ebenfalls die Sonderbehandlung für Kranke, werdende Mütter und sonstige unterstützungsbedürftige Volksgenossen.
Lebensmittel kann man nicht verteilen, wenn man sie nicht hat. Vor der gerechten Verteilung der Lebensmittel und der volkswirtschaftlichen hohen Bedeutung dieses Problems steht daher die Erzeugung der notwendigen Nahrungsmittel. Welche Leistung das deutsche Landvolk in diesem Kampf um eine höhere Produktion in der Erzeugungsschlacht geleistet hat, davon vermitteln die nachfolgenden Ziffern ein ungefähres Bild. Nach den Ermittlungen des Instituts für Konjunkturforschung ist der Wert der landwirtschaftlichen Erzeugung in Deutschland von 8,57 Milliarden RM im Jahre 1932/33 auf 14,05 Milliarden RM im Jahre 1938/39 gestiegen.
Die starke Produktionssteigerung der Landwirtschaft aber würde keine Sicherung der deutschen Ernährungsgrundlagen gebracht haben, wenn nicht durch die Marktordnung gleichzeitig eine Festlegung der gesamten Wirtschaftsverhältnisse erreicht worden wäre. Ohne das Festpretsystem der Marktordnung hätten die großen Ernten der letzten Jahre zweifellos, so wie in der Sommerzeit, zu einem verhängnisvollen Absturz der Preise und zur Abwanderung für die Landwirtschaft geführt. Der Segen guter Ernten wäre dann viel früher zum Unsegel für die deutsche Landwirtschaft und damit für das ganze Volk geworden.
Alle bisher in der Geschichte gemachten Erfahrungen lassen erwarten, daß die Erzeugung an Nahrungsgütern trotz der bis zum Kriegsausbruch erzielten Produktionssteigerungen zurückgehen würde. Im Gegensatz aber zu diesen bisherigen Erfahrungen und Meinungen ist es nicht nur gelungen, die landwirtschaftliche Produktion aufrechtzuerhalten, sondern auch wichtigen Gebieten, z. B. bei Hackfrüchten, sogar noch zu erhöhen. Die gesamte Hackfrüchte Deutschlands einschließlich der eingeleierten Ostgebiete, aber ohne das Protektorat Böhmen und Mähren, ist jetzt mit 142,1 Millionen Tonnen ermittelt worden und übertrifft damit alle bisherigen Erntemengen. Allein die Kartoffelerzeugung allein erreicht eine

Summe von über 70 Millionen Tonnen, die Zuckerrubenernte beträgt 21,2 Millionen Tonnen, die Futterrubenernte insgesamt 43,0 Millionen Tonnen. Das alles sind Summen, die man nicht einmal für Friedenszeiten ohne weiteres hätte erwarten können, erst recht nicht jetzt im Krieg. Welche Leistung steht auch hinter der Festlegung, die der Reichsernährungsminister und Reichsbauernführer M. Walther Darré in seinem letzten Appell an das deutsche Landvolk treffen konnte, daß die Futtererzeugung der unserer Volksteile jetzt im Krieg die Futtererzeugung der entsprechenden Monate der Zeit vor dem Krieg um 30 v. H. übertrifft. Wenn auch die Festlegung damit nicht überwunden ist, so ist doch allein durch die Erträge in der Wintererntezeit die seit Kriegsausbruch stabile Retention von rund 270 Gramm wöchentlich je Kopf der Bevölkerung gewährleistet gewesen. Das angeleglich so reiche England ist schon längst nicht mehr in der Lage, eine derartige Retention anzustellen, und liegt zur Zeit um mindestens 50 Gramm je Kopf und Woche unter der deutschen Zuteilung.
Wenn der Verbraucher heute seine Lebensmittelarten empfindet, wenn er wichtige Grundnahrungsmittel nur nach bestimmten Nationen empfangen darf, dann soll er nicht nur den Vorzug haben der darin liegt, sondern lieber dankbar sein der Vorzüge einer Staatsführung, die alle diese Dinge im stillen vorbereitete, damit im Ernstfall das deutsche Volkes militärische wirtschaftliche und seelische Mithuna fertig ist.
Der bisherige Ablauf des Krieges hat bewiesen, daß der deutsche Mensch heute jeder Anforderung gewachsen ist, die an ihn gestellt wird. Reichsernährungsminister M. Walther Darré hat das Landvolk zum zweiten Abschluß der Kriegserzeugungsleistung aufgerufen, und wir können gewiß sein, daß auch im zweiten Kriegsjahr dieser Arbeit und diesem Einsatz der Erfolg nicht versagt bleibt. arbeits Wachsau.

Aus Brockau und Umgebung

Brockau, den 24. Dezember 1940.
Wer hat die Güte? Die Klugen wie die Geden. Doch diese zeigen sie, weil jene sie verstehen. Friedrich Rückert.
25. Dezember.
800: Krönung Karls des Großen zum Römischen Kaiser. — 1256: Kaiser Karl IV. veröffentlicht in Prag das Reichsgrundgesetz der Goldenen Bulle, so genannt (seit 1431) nach der vergoldeten Siegelkapfel. — 1742: Charlotte von Stein, Goethes Freundin, in Eisenach geb. (gest. 1827). — 1837: Cosima Wagner, Richard Wagners zweite Frau und Tochter Franz Liszts, bei Bellagio geb. (gest. 1930).
Sonne: M. 9.11, U. 16.50; Mond: M. 4.44, U. 14.37
Mond in Erdnähe.
Ob du dich selber erkennst? Du tust es sicher, Sobald du mehr Gedenken an dir als an den andern denkst. Hebel.
26. Dezember.
1194: Friedrich II., Römisch-deutscher Kaiser, zu Fest, Bezirk Ancona, geb. (gest. 1250). — 1769: Der Dichter Ernst Moritz Arndt in Schoritz auf Hagen geb. (gest. 1860). — 1853: Der Archäologe Wilhelm Dörpfeld in Wilmannsheim geb. — 1890: Der Altersvorsorger Heinrich Schliemann in Neapel geb. (geb. 1822). — 1923: Der Dichter Dietrich Eckart in Verdesgaden geb. (geb. 1868).
Sonne: M. 9.11, U. 16.50; Mond: M. 5.59, U. 15.18

Wir wissen, was die Kriegsheter zutiefst wollen und nicht fagen: die Vereitigung aller sozialen Grundgesetze in Deutschland, die sie als Anlage gegen sich empfinden. Rudolf Heß.

27. Dezember.
1525: Der italienische Kirchenkomponist Giovanni Pierluigi da Palestrina in Palestrina geb. (gest. 1594). — 1571: Der Astronom Johannes Kepler in Weil der Stadt, Württemberg, geb. (gest. 1630). — 1822: Der französische Chemiker Louis Pasteur in Dole geb. (gest. 1895).
Sonne: M. 9.11, U. 16.51; Mond: M. 7.09, U. 16.07

Wir haben es dem Volke erst gezeigt, wir haben es dem Volk durch die Kraxis bewiesen, daß Nationalismus und Sozialismus zwei Begriffe sind, die ohne einander gar nicht existieren können. Victor Luge.

28. Dezember.
1890: Der Stabschef der SA, Victor Luge, in Bevergern in Westfalen geb. — 1908: Großes Erdbeben in Unteritalien und Sizilien; Zerstörung der Städte Messina und Reggio. — 1924: Der Dichter Karl Spitteler in Luzern geb. (geb. 1845).
Sonne: M. 9.11, U. 16.52; Mond: M. 8.12, U. 17.04.

Harte Weihnacht?

Zur zweiten Kriegswihnacht 1940.
Auch diese Weihnacht findet uns als ein Volk in Waffen, als ein Volk im Krieg. Und das wirkt ganz gewiß auch auf das Fest ein. Wir feiern es anders als sonst, stiller und ernster, aber auch echter und tiefer als in den Zeiten des Friedens. So hat die Feier nicht verloren, sondern gewonnen. Ja, gerade in harter Zeit hat Weihnacht immer am besten gestrahlt. Nicht anders wird es auch jetzt sein.
Freilich scheint es Weihnacht diesmal nicht leicht zu haben. Hart scheint der Sinn der Menschheit geworden zu sein und kein Platz für die Liebe; die Härte regiert, nicht die Liebe. Und das ist ja auch ganz natürlich überall da, wo trotz mancher äußerlich zur Schau getragenen Liebe eben doch jene Macht der Liebe fehlt, die Weihnacht fundament hat. Denn warum ist eigentlich noch immer Krieg? Doch nur deshalb, weil ein Volk, das selbst die halbe Welt beherrscht, dem andern nicht die Luft zum Atmen und nicht den Raum zum Leben gönnt.
Ist Weihnacht deshalb hart geworden? Ist die Liebe diesmal weniger geworden oder gar ausgeblieben? Nur ernster

ist Weihnacht geworden als in früheren und troheren Zeiten, aber deshalb nicht liebeärmer oder gar liebeleerer. Nein, größer und stärker, gewaltiger und machtvoller denn je ist überall bei uns die Liebe aufgeboren. Wie wir Deutsche doch nun einmal von Gott begnadet sind, ein rechtes „Weihnachtsvolk“ der Erde zu sein, weil wir immer das Volk unter allen Völkern gewesen sind, das zu Weihnachten seinen „guten Willen“ in ganz eigener Weise kundzutun bedürftig war, so ahnen wir auch jetzt der Weihnacht tiefsten Sinn: die Liebe! Sie ist uns zu jeder Weihnacht erblüht, tiefinnerstes Herzensbedürfnis gewesen und geliebt.
Und in solcher Liebe geht die deutsche Weihnacht hinaus bis zur entferntesten Hütte und bis zum letzten Untergrund und Wackelpfeiler im Felde, wo deutsche Männer ihre harte Pflicht tun, um mit weichen, lieben Händen die Härten zu mildern, die Wunden zu heilen und die Herzen zu trösten, harte Weihnacht? Nein, gewiß nicht, nur ernster und tiefer als sonst, aber größer und gewaltiger noch in der Kraft der Liebe. Darum wird sie auch eine frohe Weihnacht werden allem deutschen Volk.

Frauenüberschuß hat abgenommen

Zahl der nicht schulpflichtigen Kinder um eine Million zugenommen — Günstiger Stand der Heiratsziffern
Der gegenwärtige Altersaufbau und die Familienstandsgliederung geben ein Bild von der Leistungsfähigkeit und dem durch den Nationalsozialismus wiedererweckten Lebenswillen des deutschen Volkes. Die Zahlen, die das Statistische Reichsamt im Zuge der laufenden Veröffentlichung von wichtigen Ergebnissen der großen Volks-, Berufs- und Betriebszählung 1939 in „Wirtschaft und Statistik“ bekanntgibt, sind daher von besonderer Bedeutung.
So hat z. B. die Zahl der noch nicht schulpflichtigen Kinder unter sechs Jahren, die im gesamten Reichsgebiet (Stand Mitte 1939) rd. 7,7 Mill. beträgt, infolge des stetigen Geburtenanstiegs seit 1933 allein im alten Reichsgebiet (Stand vor Wiedereingliederung der Ostmark) um über eine Million zugenommen. In den kommenden Jahren wird dementsprechend die Zahl der Schulanfänger wieder ansteigen. Die Folgen des Geburtenrückgangs in den Jahren vor 1933 zeigen sich in der schwachen Besetzung der Gruppe der Schulpflichtigen von 6 bis 14 Jahren (insgesamt 9,3 Millionen), die gegenüber 1933 um 1,2 Millionen abgenommen haben. Demgegenüber ist die Zahl der Fortbildungsschulpflichtigen von 14 bis 18 Jahren, die damals aus dem ungewöhnlich schwach besetzten Weltkriegsjahrgängen bestand, seit 1933 beträchtlich gestiegen. Die Zahl der jugendlichen Erwerbstätigen, die den Nachwuchs für die meisten Berufe umfaßt, ist damit vorerst auf einem Höhepunkt angelangt (5,3 Millionen). Mit dem Heranwachsen der erheblich schwächeren Jahrgänge 1926 bis 1933 wird bis auf weiteres wieder abnehmen. Der Geburtenanstieg während des Weltkrieges wirkt sich in der Gruppe der 20- bis 24jährigen aus, die nur 4,4 Millionen zählt. Seit 1933 hat sie allein im alten Reichsgebiet um 2,3 Millionen abgenommen und damit ihren Tiefpunkt erreicht. Hieraus erklärt sich u. a. auch der in den letzten Jahren sich abzeichnende Nachwuchs an a. g. l. bei allen Berufen, die eine lange Schul- und Nachausbildung verlangen, zumal diese Jahrgänge gleichzeitig den größten Teil der ihrer Dienstpflicht genügenden Soldaten stellen. In den höheren Altersgruppen sind die Wandlungen weniger einseitig, wenn auch im ganzen von erheblicher Tragweite. Stark angewachsen ist vor allem die Zahl der alten Leute von über 65 Jahren; auf sie entfallen heute fast 8 v. H. der Bevölkerung gegenüber knapp 5 v. H. im Jahre 1910.
Der durch den Weltkrieg verursachte außergewöhnlich hohe Frauenüberschuß hat weiter erheblich abgenommen. Es wurden 1,85 Mill. mehr Frauen als Männer gezählt; auf 1000 Männer kommen durchschnittlich noch 1048 gegenüber 1101 im Jahre 1919, 1067 im Jahre 1925 und 1058 im Jahre 1933. Ein Frauenüberschuß ist heute nur noch bei den über 40jährigen vorhanden, während in den jüngeren Altersgruppen die Knaben bzw. Männer zum Teil erheblich stärker vertreten sind als die Mädchen und Frauen. Letzteres ist vor allem auf den günstigen Stand der Sterblichkeit, insbesondere der Säuglings- und Kindersterblichkeit, zurückzuführen, durch den das bei den Neugeborenen stets vorhandene Ueberwiegen des männlichen Geschlechts bis in ein höheres Alter hinein erhalten geblieben ist. Für die Frauen bedeutet das eine grundsätzliche Verbesserung der Heiratsaussichten. Allerdings zeigen sich zwischen Stadt und Land erhebliche Unterschiede im zahlenmäßigen Verhältnis der Geschlechter. Während in den Altersgruppen der Heiratsfähigen auf dem Land ein beträchtlicher Frauenmangel herrscht, ist in den großen Städten ein starker Frauenüberschuß vorhanden.
Die Familienstandsgliederung zeigt vor allem den günstigen Stand der Verheiratung, der durch den wirtschaftlichen Aufschwung und die zielbewußten bevölkerungspolitischen Maßnahmen seit 1933 herbeigeführt worden ist. Durch die Steigerung der Heiratsfähigkeit sind nicht nur die vor 1933 infolge des politischen und wirtschaftlichen Niedergangs unterbliebenen Eheschließungen nachgeholt, sondern darüber hinaus in großem Umfang Ehen frühzeitiger als normal geschlossen worden.

Zeugnisse halbjährlich

Leistungsbewertung in den deutschen Volksschulen einheitlich.
Nachdem vor längerer Zeit einheitliche Richtlinien für den Unterricht in sämtlichen Volksschulen des Reiches festgelegt worden sind, hat der Reichserziehungsminister nunmehr auch eine einheitliche Regelung der Leistungsbewertung und Zeugnisverteilung in den Volksschulen geschaffen. Danach sind halbjährlich Zeugnisse zu erteilen. Beim Abgang nach Erfüllung der Schulpflicht erhalten die Kinder ein besonders auszufertigendes Zeugniszeugnis. Die Führung und Haltung sind mit folgenden Worten zu bewerten: „Sehr gut“, „Gut“, „Am ganzen befriedigend“, „Haben die Führung und Haltung des Kindes, seine Einstellung zu häuslichen Arbeiten oder zur Mitarbeit im Unterricht während des abgelaufenen Halbjahres zu wiederholten Besprechungen Anlaß gegeben, so ist dies in den Halbjahrszeugnissen zusätzlich zu bemerken. Eine allgemeine Charakteristik des Schülers ist nicht zu geben. Lassen es die körperlichen oder charakterlichen Anlagen eines Kindes ratfam erscheinen, mit den Eltern in Führung zu treten, so hat dies durch eine persönliche Besprechung zu geschehen. In den Entlassungszeugnissen erfolgt die Bewertung der Führung und Haltung nur durch eine der erwähnten Noten.
Die neuen Leistungsstufen.
Für die Bewertung der Leistungen gelten folgende Leistungsstufen: „Sehr gut“ (weit über „Gut“ hinausgehend), „Gut“ (wesentlich über dem Durchschnitt stehend), „Befriedigend“ (vollwertige Normalleistungen ohne Einschränkung), „Ausreichend“ (ausreichende Leistungen, wenn auch nicht ohne Schwächen), „Mangelhaft“ (nicht ausreichende Leistungen, jedoch bei Vorhandensein wesentlicher Grundlagen mit der Möglichkeit eines baldigen Ausgleichs), „Unzulänglich“ (wollig unzureichende Leistungen, ohne sichere Grundlagen, Ausgleich nur schwer und nach längerer Zeit möglich). Für die Bezeichnung der Leistungsstufen ist der Gebrauch von Riffen unzulässig.

Was Dein Heimatblatt die „Brockauer Zeitung“

Kerztlicher Feiertagsdienst am 25. Dezember (1. Feiertag) Dr. Eschardt, Ohlweifen, Königshütterstraße 59 (Ruf 55595).
Kerztlicher Feiertagsdienst am 26. Dezember (2. Feiertag) Dr. Ulrich, Bahnhofstraße 10.

